



BETON INTERNATIONAL

Zeitung für Literatur und Gesellschaft

Redaktion: Alida Bremer und Saša Ilić

Ausgabe: 10. März 2015 • Zur Leipziger Buchmesse 2015
2. Jahrgang, Nr. 2

2 Alida Bremer und Saša Ilić	17 Karolina Wigura
2 Camille De Toledo	18 Joy Sorman
3 Dragana Mladenović	18 Katerina Poladjan
3 Cécile Wajsbrot	19 Adam Thirlwell
4 Miroslav Mareš	19 Marie Cosnay
4 Patrick Boucheron	20 Ivana Bodrožić
5 Dorian Astor	21 Katharina Tiwald
6 SRETEN	21 Camille de Toledo
7 Gasan Gusejnov	23 Mathias Énard
8 Anton Schechowzow	24 Alida Bremer
8 Saša Ilić	25 Theresa Koloma Beck
10 Mykola Rjabtschuk	26 Jurica Pavičić
12 Zvonko Maković	27 Srećko Horvat
14 Andrzej Leder	29 Yannīs Kiourtsakis
14 Goran Vojnović	30 Andrej Nikolaidis
15 Edi Matić	31 François Cusset
16 Zlatko Paković	

BETON INTERNATIONAL wird auf der Leipziger Buchmesse
in Lesungen und Gesprächen vorgestellt. Eintritt ist frei!

Donnerstag, 12. März 2015, 20.00 Uhr - 21.00 Uhr
die naTo, Karl-Liebknecht-Str. 46, 04275 Leipzig

Freitag, 13. März 2015, 20.00 Uhr - 22.00 Uhr
Baumwollspinnerei, HALLE 14 - Zentrum für zeitgenössische
Kunst, Spinnereistr. 7, 04179 Leipzig



Alida Bremer und Saša Ilić

EUROPA 70 JAHRE NACH DEM ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGS

Geleitwort zu dieser Ausgabe
von Beton International

Mit dieser Ausgabe von Beton International ist es uns gelungen, Autorinnen und Autoren aus verschiedenen Teilen Europas zu versammeln und sie zu bitten, ihre Sichtweise auf die letzten sieben Jahrzehnte sowie auf die Gegenwart unseres Kontinents zu formulieren.

Wir setzen uns zwar dafür ein, dass unser Kontinent zusammenwächst und dass die Grenzen der Nationalstaaten immer durchlässiger werden, doch bei diesen Fragen schien es uns angebracht, die Realität anzuerkennen und von Unterschieden zwischen Ost und West auszugehen. Zu lange haben die Folgen des Zweiten Weltkriegs den Kontinent geteilt, als dass man heute die unterschiedlichen Traditionen leugnen könnte.

Nach Osten gewandt betraf unsere Frage den Begriff „Antifaschismus“ und seine heutige Bedeutung. Wir betrachteten diesen Begriff als hoch aktuell, als problembehaftet, als umstritten, und wir hofften, durch unsere Fragestellung mehr Klarheit über den Begriff als solchen und seine heutige Wirkung zu gewinnen. Da wir beide aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen, in dem dieser Begriff seit dem letzten Krieg immer intensiver und kontroverser diskutiert wird, interessierte es uns, wie es sich in den anderen Ländern verhält.

Wie steht es um das Erbe des Antifaschismus heute, sieben Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und nach der historischen Niederlage des Faschismus? Diese Frage stellen wir also Autorinnen und Autoren aus Kroatien, Serbien, Russland, der Ukraine, Polen, Tschechien, Slowenien und Montenegro. Hat sich dieser Begriff verbraucht oder ist er missbraucht worden? Wir waren überrascht, wie groß einige Übereinstimmungen in den Texten ausfielen. Zugleich stellten wir mit Verwunderung fest, dass es auch signifikante Unterschiede zwischen den Stimmen aus dem ehemaligen Jugoslawien und jenen aus den anderen Ländern Osteuropas gibt.

Der Antifaschismus war im Osten Europas vor dem Fall der Berliner Mauer zu einem Teil der systemtragenden- und festigenden Ideologie geworden. Die staatliche Ordnung, auf der das sozialistische Jugoslawien 1945 aufgebaut war, berief sich ebenfalls auf den Antifaschismus. Doch war der Sozialismus in Jugoslawien, das nicht zum Warschauer Vertrag gehörte und in dem es Reisefreiheit gab, ein etwas andersartiger Sozialismus als jener in den Ländern unter der Obhut der Sowjetunion. Der Krieg in den neunziger Jahren, in dem dieses Land zerfallen ist, brachte neue Diskussionen um den Begriff „Antifaschismus“ hervor. Man vermischte die Auseinandersetzungen mit dem Sozialismus, mit der föderativen Staatsordnung und mit der Krise, die zum Zerfall geführt hatte, mit dem Antifaschismus, da dieser zum staatlichen Gründungsmythos der Tito-Partisanen gehörte. Heute herrscht in einigen der Nachfolgestaaten der Geist des Revisionismus, der etwa die Kollaborateure aus dem Zweiten Weltkrieg als Träger eines Volksbefreiungskampfes oder sogar eines antifaschistischen Kampfes darzustellen versucht. Die gegensei-

tigen Beschuldigungen der verschiedenen Nationalisten untereinander sowie ihrer Gegner auf der Seite der linksliberalen Intellektuellen geben den Begriffen „Faschismus“ und „Antifaschismus“ neue Bedeutungen und verwenden sie als Totschlagargumente.

Die Töne, die aus Russland und der Ukraine als Begleiterscheinung des Krieges zu vernehmen sind, scheinen diese Gemengelage zu wiederholen. Doch während der Begriff „Antifaschismus“ trotz des intensiven Missbrauchs dieses Wortes seit den Neunzigern einigen Autorinnen und Autoren aus dem ehemaligen Jugoslawien noch immer als positiv konnotiert erscheint, gehen die Autorinnen und Autoren aus anderen osteuropäischen Ländern mit diesem Begriff viel kritischer um. Uns scheint, dass eine Klärung der Bedeutung dieses Begriffs in verschiedenen Gesellschaften dringend notwendig ist, damit sein manipulatives Potenzial in verschiedenen propagandistischen und ideologischen Auseinandersetzungen neutralisiert wird und damit zugleich seine positive Bedeutung gerettet werden kann.

Nach Westen gewandt haben wir dank dem Projekt Seccession (darüber mehr im Geleitwort von Camille de Toledo) nach einer Vision Europas jenseits der Bürokratie gefragt. Welchen Beitrag kann die Kunst zu einem friedlichen und sozial gerechten Europa leisten? Können die Schriftsteller und Übersetzer Europas den Gesellschaften, in denen wir leben, mehr Sinn und mehr Inhalt verleihen? Gibt es zumindest in der Kunst, in der Literatur und in der Theorie ein selbstverständliches Europa der Mehrsprachigkeit, der Hybride, der Pluralität?

Wir sind Zeugen von bewaffneten Auseinandersetzungen in der Ukraine, Zeugen des Sterbens in Flüchtlingsbooten auf dem Mittelmeer, einer Antimigrationsstimmung überall in Europa, der Verfolgungen von Roma in einigen europäischen Ländern (ungeachtet dessen, ob sie EU-Mitglieder sind oder nicht), der wachsenden Sorgen wegen der Jugendarbeitslosigkeit im Süden Europas. In den europäischen Städten wachsen sowohl die Islamophobie wie auch der islamische Fundamentalismus, während sich die europäischen Gesellschaften, die in den letzten sieben Jahrzehnten auf der historischen Niederlage des deutschen Nationalsozialismus und des italienischen Faschismus sowie aller weiteren Kollaborationsmächte aufgebaut waren, zunehmend hilflos gegenüber diesen totalitären und aggressiven Phänomenen zeigen.

Die immer stärker werdenden Erscheinungen von Rassismus, Antisemitismus, Xenophobie, Europaphobie und der Verachtung der Demokratie überschatten die positiven Entwicklungen auf unserem Kontinent. Wir wollten mehr Hoffnung wagen und sind deshalb der Europäischen Gesellschaft der Autoren aus Paris dankbar für dieses Projekt „Seccession“ und für die Texte, die von dem intensiven Willen der Autorinnen und Autoren zeugen, für ein gemeinsames, gerechtes und friedliches Europa zu streiten.



Camille de Toledo **SECESSION**

EUTOPIA – STAFFEL 1 – „SECESSION“

Eine kollektive Fiktion der Hoffnung

„Die einzige Sache, die unsere Beachtung verdient, ist, offen gestanden, die Zukunft.“ So lauten Ernst Blochs Worte in der Einsamkeit der Nachkriegsjahre. Es ist diese Hoffnung – oder, um genauer zu sein – es sind die Perspektiven dieser Hoffnung, von denen wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts erzählen wollen, indem wir Schriftsteller verschiedener Sprachen und Erfahrungshorizonte dazu aufrufen, sich unserem Projekt SECESSION anzuschließen, dass in dieser Ausgabe von Beton International vorgestellt werden soll.

SECESSION ist nur ein erster Schritt: die Eröffnung eines „Archivs der Hoffnungen“, einer „Kartografie der Möglichkeiten“. Nachdem das Projekt im vergangenen Herbst erstmals von der Europäischen Gesellschaft der Autoren in Berlin vorgestellt wurde, soll es nun in anderen Städten, an anderen Orten der Kunst und Diskussion fortgesetzt und weiterentwickelt werden. Als „wandernde Fiktion“ bringt es Schriftsteller und Künstler verschiedener Sprachen und Erfahrungshorizonte zusammen, um gemeinsam eine Fiktion des Bruchs zu verfolgen, die der Wirklichkeit einen neuen Platz gibt, eine Fiktion, um den europäischen Raum im 21. Jahrhundert neu zu denken.

Heute sind in Europa die „Fiktionen der Verzweiflung“ allgegenwärtig: Zunächst ist da diese *global story*, in der sich Islam und westliche Welt gegenüberstehen. Eine Fiktion der Extreme, der Kriege, der Gewalt, in deren Namen junge Menschen nach Syrien fahren, um dort zu kämpfen, oder Unschuldige töten, wie zu Beginn dieses Jahres in den Redaktionsräumen von Charlie Hebdo in Paris, und dabei glauben, Geschichte zu schreiben und ihrem Leben einen Sinn zu geben. Indem beide Parteien, Fundamentalisten und Rechtsextreme, in der Vorstellung dieses heiligen Krieges leben, schließen sie in der Idee von Kreuzzug und Gegenkreuzzug, halten sie die Fiktion des Krieges am Leben, die schließlich immer stärker unsere Wirklichkeit prägt.

Es gibt aber auch – und die Finanzkrise ist eine ihrer Episoden – eine andere „Fiktion der Verzweiflung“. Die Fiktion des Marktes, der politischen Ohnmacht, der die Staaten unablässig folgen und die sie sogar selbst mit vorantreiben. In dieser Serie, „The Market“ Staffel 1, 2, 3, 4 etc., ist das Projekt Europa, so dachten wir, so bildeten wir uns ein, eine mildernde, abschwächende Kraft, vielleicht sogar der Ausweg. Die letzten Episoden – die tödliche Flüchtlingspolitik an den Grenzen Europas auf der einen Seite, der obsessive Sparzwang und die Verhandlungen mit den USA um eine weitere Liberalisierung der europäischen Märkte auf Kosten des Kultur- und Bildungssektors sowie der Buch-

branche auf der anderen Seite – haben, ganz im Gegenteil, diese Geschichte der Verzweiflung nur weiter verfestigt.

Was also tun? Es muss sich etwas ändern. Wir müssen einen neuen Vorstellungshorizont vorschlagen und umsetzen, eine neue Form, die Welt zu bewohnen, und zwar unverzüglich. Was die Politik nicht mehr zu leisten vermag, obliegt den Schriftstellern, den Künstlern, der Theorie. Es geht nicht darum, „die Welt aufs Neue zu verzaubern“ oder eine neue Ideologie der Befreiung zu errichten. Es geht zur Stunde lediglich darum, die Bedingungen für Möglichkeiten der Hoffnung neu zu schaffen. Darum, gemeinsam in Hier und Jetzt einen Horizont des Möglichen zu entwerfen, um sich den Fiktionen der Verzweiflung zu widersetzen. So lautet unser Verständnis von SECESSION.

In dieser vierteiligen Geschichte, dieser Serie SECESSION, die noch in ihrer ersten Staffel steckt, sind die Brüsseler Institutionen gestürzt worden. Ein „Volksgepenst“ hat sich erhoben und eine Volksversammlung soll nun in diesem Durcheinander den Raum und das Projekt Europa neu denken. Eine der Grundideen dieser Fiktion beruht – sowohl theoretisch als auch praktisch – auf dem Prinzip der „Übersetzung“. Es geht darum, eine Politik und Poetik der Übersetzung zu entwerfen, die geeignet ist, Europa in seiner Realität als Ort der Migration, des Exils und der Grenzüberschreitungen zu erfassen. In der Absicht, diese Arbeit weiterzuführen und die Hoffnung wieder aufzubauen, von der Ernst Bloch sprach, haben wir uns das Ziel gesetzt, „Eutopia“ zu gründen, „das Land, dessen Sprache die Übersetzung ist.“

Wir stellen uns dieses Projekt als eine Art reale Fiktion vor – SECESSION bildete die erste Staffel –, die alle geeigneten Schriftsteller und Künstler dazu aufruft, dieses Land kurzerhand mit zu errichten. Wir stellen uns „Eutopia“ als die Gesamtheit der virtuellen Räume vor, in denen wir spielen, leben, existieren. In dieser Ausgabe von Beton International werden wir einige Texte aus dem Archiv von SECESSION präsentieren. Wir laden alle Leser dazu ein, teilzuhaben an dieser Fiktion und sie mit uns zu leben. So wird Beton International tatsächlich die Zeitschrift, in der wir die Gründung Eutopias ausrufen: „Das Land, dessen Sprache die Übersetzung ist.“

Für die Europäische Gesellschaft
der Autoren,

Camille de Toledo.

Aus dem Französischen von
Jakob Schumann

Dragana Mladenović

DIESER KLEINE / SCHWARZE GOEBBELS

dieser kleine/schwarze
goebbels
mit den augen eines fanatiklers/
pechkohlenschwarzen augen
und dünnen lippen/dünnem mund
seit ewigkeiten
steht er im zeitungartikel/text
er schaut/schaut genau

1. DAS ALTE WIRTSHAUS

die jungs/brüder mit den instrumenten
wollten einen saft/ein eis
die kellnerin sagte
der wirt/der bruder habe es verboten
dass zigeuner
ich sagte
das sind doch nur kinder/brüder
bring es
die kellnerin rief

den wirt/bruder
eine andere kellnerin
brachte den saft/das eis
dann betrat der wirt/bruder
das wirtshaus
schlug mir auf den
kopf/hinterkopf
fasste
die jungs/brüder am
hals/kragen
schob/warf sie hinaus
weil er verboten hatte
dass zigeuner
dann schlug er die geige
übers knie
und die gitarre gegen den beton

später kam/stand da
die mutter der jungs/brüder
und weinte lange wegen
ihrer söhne/der geige

2. STANGE

beim erzieher/tisch
wurde eine metallstange gefunden/
eine übungsstange
damit hatte er einen zögling verprügelt/
ein schwachsinniges kind
es spricht kaum/kann nur schwer beschreiben
aber man sieht spuren/striemen und blut

3. NACHT

am tag des brotes/der hacke
wurde im laufe einer nacht
im oktober/in der vojvodina
beschmiert/beschämt
eine/albanische
bäckerei
dann wurde eine andere/albanische
durchlöchert
jemand hat geschossen
dann wurde noch eine mit steinen/jemand hat
einen stein geworfen
dann wurde noch eine angezündet/jemand hat
einen molotowcocktail
dann wurde noch eine demoliert/jemand hat
eine löffel-handgranate
am tag des löffels/des brotes
waren die auslagen zerbrochen/die
glasscheiben
der gehsteig war von splittern bedeckt/von
flugblättern
kauft nicht

kauft einheimisches

4. AUGEN

ich stand allein da/wartete
auf eine freundin im park/auf dem platz
ich hatte eine rote/rosarote
jacke an
vier typen kamen auf mich zu
dreizehn/vierzehn jahre alt
sie sagten da schau her
ein gay/ein schwuler einer
hat mir unter das auge
geschlagen sie hatten keine blaue/schwarze
jacke an
das auge hat mir wehgetan/
das herz

Aus dem Serbischen von
Jelena Dabić

DRAGANA MLADENOVIĆ

geboren 1977 in Frankenberg. Sie studierte serbische Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Komparatistik an der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad, wo sie zurzeit an ihrer Dissertation schreibt. Sie veröffentlichte mehrere Lyrikbände; im Frühjahr 2011 erschien in deutscher Sprache ihr Gedichtband *Verwandschaft* im Verlag Edition Korrespondenzen in der Reihe tradukita poezio.

Cécile Wajsbrot



ERTRINKEN - DYING FOR EUROPE

1

(...)

2

- Zwischen Libyen und Italien, ein drei Monate altes Baby.
- Zwischen der Türkei und Griechenland, ein zweijähriges Kind.
- Zwischen Nigeria und Italien, ein Kind, etwas über ein Jahr alt.
- Zwischen Marokko und Spanien, ein Kind, zwei Kinder. Aus dem Kosovo, ein Kind.
- Ein kleines, zweijähriges Mädchen aus dem Irak, in Korfu. Ein einjähriges Baby in Lampedusa.
- In Genua, ein fünf Monate altes Baby aus Schwarzafrika.
- Auf Samos, aus Syrien gekommen. In Spanien, aus Kamerun, aus dem Niger.
- Auf Samos, aus Syrien gekommen – nein, es ist nicht dasselbe.
- Auf Teneriffa, aus Afghanistan. – Sieben Monate, zwischen Schwarzafrika und Spanien.
- Ein Monat, aus Liberia gekommen, zwischen Libyen und Italien.
- Das Mittelmeer.
- Mare Nostrum.
- Friedhof der gescheiterten Träume.

(...)

4

- Wir folgten den Straßen.
- Mit dem Zug, zu Fuß.
- Wir durchquerten Europa.
- Von Osten nach Westen.
- Manchmal weiter bis nach Amerika.
- Das war im 20. Jahrhundert.
- 10er Jahre, 20er Jahre, 30er Jahre, 40er.
- 50er Jahre, 60er, 70er, 80er.
- 90er Jahre.
- Es gab einen Grund.
- Es war nicht immer derselbe.
- Doch es war ein Grund.
- Die Diktatur, die KZs.
- Die Armut.
- Der Mangel an Perspektive.
- Wie ihr heute.
- Manchmal hatten wir Namen.
- Wir waren Maler, Schriftsteller, Musiker.
- Politiker, Wissenschaftler.
- Wie ihr.
- Einige dieser Namen haben überdauert.

- Einige von euren werden überdauern.
- Doch um die Grenze zu überqueren, hatten wir keine Visa.
- Keine Papiere.
- Viele von uns sind anonym geblieben.
- Haben mit ihren Händen gearbeitet, Maurer, Schreiner, Elektriker.
- Wie ihr.
- Haben in Bergwerken gearbeitet, in Fabriken.
- Man muss nicht bekannt sein, um ein Recht auf Leben zu haben.

5

- „Tausende haben in der letzten Zeit versucht, in die EU zu gelangen, so dass die Schutz- und Aufnahmesysteme einiger Mitgliedstaaten zunehmend unter Druck geraten. Über 20 000 Migranten – in erster Linie aus Tunesien und in geringerem Maße aus anderen afrikanischen Ländern – ist es gelungen, auf irreguläre Weise über Italien (meistens über Lampedusa) und Malta in die EU zu gelangen. Beide Länder erleben einen starken Zustrom von Migranten. Bei den meisten Personen handelt es sich um Wirtschaftsmigranten, die in ihre Herkunftsländer rückgeführt werden sollten.“

Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament, den Rat, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. Mitteilung zur Migration. Brüssel, 4. Mai 2011.

- „Jeder Mitgliedstaat muss zur Einhaltung der sich aus dem Schengener Übereinkommen ergebenden Verpflichtungen eine zentrale Behörde als einzige Kontaktstelle für den Austausch von Zusatzinformationen in Bezug auf SIS-Daten (Schengener Informationssystem) einrichten. Diese Kontaktstelle, die SIRENE-Büro genannt wird, muss rund um die Uhr voll einsatzbereit sein.“

Amtsblatt der Europäischen Union. 15. Juli 2011.

- „Das SIRENE-Handbuch enthält Weisungen für die Bediensteten der SIRENE-Büros der einzelnen Mitgliedstaaten, mit denen die Vorschriften und Verfahren für den bilateralen oder multilateralen Austausch der Zusatzinformationen festgelegt werden.“

Durchführungsbeschluss der Kommission vom 1. Juli 2011 zur Änderung des SIRENE-Handbuchs

„Nur der bulgarische, der deutsche, der englische, der estnische, der finnische, der französische, der griechische, der italienische, der lettische, der litauische, der maltesische, der niederländische, der polnische, der portugiesische, der rumänische, der schwedische, der slowakische, der slowenische, der spanische, der tschechische und der ungarische Text sind verbindlich.“

6

- „O! wie hab' ich mit diesen Unglücklichen gelitten, die ich leiden sah! Ein schönes Schiff (ohne Zweifel hatte es einige edle Geschöpfe in sich) ganz in Stücke zerschmettert - - O das Geschrei schlug recht gegen mein Herz an. Die armen Seelen, sie kamen um! Hätte ich die Macht irgend eines Gottes gehabt, ich wollte eher das Meer in die Erde hineingesenkt haben, eh es dieses gute Schiff so verschlungen haben sollte, und die darauf befindlichen Seelen mit ihm.“

- Shakespeare, *Der Sturm* (Übersetzung Christof Martin Wieland).

7

- Ihr, die ihr irgendwo geboren seid und dort euer Leben verbringen werdet.
- Ihr, die ihr keine andere Stadt kennenlernen werdet, kein anderes Land.
- Ihr, deren Familie dort seit Generationen verwurzelt ist.
- Und ein Schloss besitzt, ein Haus.
- Ihr, denen das Leben weitergegeben worden ist.
- Und mit dem Leben die Sprache, die Kultur, das Zugehörigkeitsgefühl.
- Die Bücher einer Bibliothek.
- Die Gemälde eines Salons.
- Ihr, die ihr den Beruf eures Vaters ausübt.
- Und vor ihm eures Großvaters.
- Ihr, die ihr euren Platz in einer Abstammungslinie habt.
- Ihr, die ihr euch noch nie gefragt habt, ob ihr bleiben könnt.
- Ob ihr weggehen müsst.
- Ihr, die ihr verlängert.
- Ihr, die ihr weitermacht.
- Ihr, deren Möbel aus einer Erbschaft stammen.
- Ihr, die ihr ohne Zögern Entscheidungen trifft.
- Die ihr euren Platz in der Gesellschaft kennt.
- Ihr, die ihr einen Namen habt.

- Und Fotografien von euren Vorfahren.
- Familienunterlagen.
- Und Tagebücher.
- Und die ihr Keller und Dachböden besitzt.
- Die Keller für die Weine, die Dachböden für die großen Koffer.
- In denen eure Kinder entzückt Verkleidungen finden werden.
- Ihr, deren Horizont immer der gleiche gewesen ist.
- Diese endlose Ebene.
- Dieser schneebedeckte Gipfel.
- Oder das Meer und die Bucht der Schiffbrüchigen.
- Ihr, die ihr im Fernsehen jene gescheiterten Leute ansieht, die an Land kommen.
- Die, vor dem Schiffbruch gerettet, ins Abseits geführt werden.
- In Baracken.
- Ihr, die ihr sie manchmal bedauert.
- Ihr, die ihr Angst vor ihnen habt.
- Ihr, die ihr euch verteidigt.
- Die Türen und Fenster schließt.
- Ihr, die ihr sagt: „Wir können nicht das ganze Elend der Welt aufnehmen.“
- Und dabei betrübt aussieht.
- Doch stehen in eurem Bücherschrank nicht die Bücher, die die Abenteuer der Ritter erzählen?
- Die Suche nach dem heiligen Gral?
- Die Abenteuer derjenigen, die suchen, derjenigen, die weggehen müssen, um Erfüllung zu finden.
- Von Odysseus, der von Insel zu Insel fuhr, bevor er nach Ithaka zurückkamd.
- Und wer weiß, ob ihr für immer davor sicher sein werdet ...

Aus dem Französischen von
Frank Weigand

CÉCILE WAJSBROT

geboren 1954 in Paris. Sie studierte Romanistik und Komparatistik und arbeitet als Französischlehrerin, Redakteurin und Literaturkritikerin. Sie übersetzt literarische Werke aus dem Englischen und aus dem Deutschen; 2014 erhielt sie den Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis. Cécile Wajsbrot hat zahlreiche Romane, Erzählbände und Essays veröffentlicht, in deutscher Übersetzung erschienen u.a. *Mann und Frau, den Mond betrachtend* (2003), *Aus der Nacht* (2008), *Die Köpfe der Hydra* (2012) und *Für die Literatur* (2013).

Miroslav Mareš

WAS BEDEUTET UNS HEUTE DER BEGRIFF ANTIFASCHISMUS?

Vor siebzig Jahren waren sich die Siegermächte einig: Sie hatten den Faschismus besiegt. Und die Sieger haben sich als Antifaschisten verstanden. Der Antifaschismus galt als eine klare Formel für etwas Gutes und Positives. Doch heute hat sich die Situation verändert. Der Begriff Antifaschismus wird zwar von vielen politischen Akteuren oft genutzt, aber eine starke allgemeine Anerkennung für den Antifaschismus ist nicht mehr vorhanden.

Für bestimmte politische Kräfte handelt es sich um einen Kampfbegriff zur Diffamierung politischer Gegner – wie für die „neurussischen“ Separatisten, die die ganze ukrainische Regierung und ihre Verbündeten als „faschistisch“ bezeichnen. Für manche Politiker wiederum, meistens aus der traditionellen Linken, stellt der Antifaschismus inzwischen mehr eine leere Floskel dar als ein wirkliches Engagement zur Bekämpfung des Faschismus.

Andere politische Kräfte lehnen den Begriff vollständig ab. In der rechten Mitte dominiert die sogenannte Extremismus-Theorie, die den Faschismus als eine von mehreren Bedrohungen des demokratischen Verfassungsstaates betrachtet (neben anderen Varianten des Extremismus wie Islamismus, Marxismus-Leninismus usw.). Und die äußerste Rechte fühlt sich selbstverständlich von diesem Begriff bedroht. Eine Ausnahme bilden die osteuropäischen „panslawistischen“ und „euroasiatischen“ Rechten, die keine Probleme mit einer Mischung aus stalinistischem Antifaschismus und (quasi-)moderner Intoleranz gegen Juden, Roma oder Muslime haben.

Wie ist es dazu gekommen, dass der Antifaschismus seine Bedeutung verloren hat? Während des kalten Krieges wurden die antifaschistischen Traditionen in den kommunistischen Staaten missbraucht. Viele Maßnahmen gegen die demokratische Opposition wurden unter anderem mit antifaschistischer Rhetorik begründet. Große Militärparaden am 9. Mai waren für einen Teil der jungen Generation seit den sechziger Jahren nicht mehr attraktiv, ganz im Gegenteil. Die Beatles, später Led Zeppelin oder Bon Jovi waren „cooler“ als die Partisanen-Geschichten während des Schulunterrichts. Und die alten Mitglieder der antifaschistischen Vereine sahen die westlichen Trends kritisch. Der Generationsstreit wirkte negativ auf die antifaschistische Tradition.

Die kommunistischen Regime unterdrückten auch die früheren demokratischen antifaschistischen Kämpfer. Während der Diktatur wurden viele ehemalige Widerstandskämpfer hingerichtet oder gefangen gehalten. Doch nach der Wende waren die demokratisch gesinnten und bisher von den undemokratischen Regimen unterdrückten Menschen imstande, sich wieder für die antifaschistische Tradition einzusetzen. Das heißt, dass sie ihre Stimmen gegen zeitgenössische Erscheinungsformen des Rechtsextremismus (wie Skinheads-Gewalt, Glorifizierung der faschistischen Vergangenheit usw.) erhoben.

Anders ist es bei spezifischen Personengruppen, die im Westen wenig bekannt sind. Es handelt sich um Ultranationalisten, die gegen die nazistische Okkupation kämpften, doch aus ideologischen Positionen heraus, die als faschistisch bezeichnet werden können. Und diese Gruppierungen stellen heute Vorbilder für die neofaschistische Jugend in Osteuropa dar, wie das Beispiel der Unabhängigkeits-Märsche in Polen zeigt. Hier wird das Erbe der ultrarechten Nationalen Streitkräfte (NSZ) glorifiziert. Deshalb ist es mehr als problematisch, wenn wegen schlechter Erfahrungen mit der Ära des Kommunismus derartige einstige Kollaborateure der Faschisten nun als „Unabhängigkeitskämp-

fer“ gefeiert werden. Hierzu kann man auch das Beispiel der baltischen Staaten oder der Westukraine nennen, wo Paraden von ehemaligen SS-Angehörigen und deren Sympathisanten stattfinden, die von den Staatsorganen toleriert oder sogar unterstützt werden.

Zum problematischen Ruf des Antifaschismus-Begriffs gehört auch die übermäßige Nutzung des Faschismus-Begriffs. Manche Linksradikale diffamieren alles, was nicht zu ihrem Weltbild gehört, als faschistisch. Viele Leute aus diesem Milieu haben eine derart starke antifaschistische Überzeugung, dass sie alle anderen Probleme der modernen Gesellschaft ignorieren oder nur schlecht verstehen.

Ganz anders benutzen die aktuellen Kämpfer gegen die „neuen Bösen“ die Verbindung des Begriffs Faschismus mit anderen Phänomenen – und zerstören damit den Begriff selbst bis zur Unkenntlichkeit. Das sind zum Beispiel diejenigen, die extremistische Strömungen im Islam als „Islamofaschismus“ bezeichnen. Und dazu kommen die wissenschaftlichen Diskussionen, was alles Faschismus oder Neofaschismus bedeutet und was nicht. Es handelt sich nicht nur um eine Kategorisierung des Nationalsozialismus und des Faschismus als zwei unterschiedliche Phänomene, sondern um die „Erfindung“ des Faschismus in allen „nationalen“ Ideologien. So wurde zum Beispiel auch schon der Maoismus als Neofaschismus betrachtet. Solche Verwirrungen erschweren die Bestimmung, was eigentlich der Antifaschismus ist.

Doch in der heutigen Zeit sind nicht nur skeptische Ansichten zum Begriff Antifaschismus präsent. Auch in der Gegenwart genießen die positiven Elemente des antifaschistischen Erbes eine breite Anerkennung – nicht nur in der offiziellen staatspolitischen Sphäre, sondern auch in den demokratischen bürgerlichen Gesellschaften. Und die freien Medien ermöglichen es, die verschiedenen Phänomene offen zu diskutieren und kritisch zu betrachten.

Es wäre dennoch nicht klug, wenn wir aufgrund der oben genannten historischen Belastungen der Einschätzung des historischen Faschismus und des ihm gegenüber entwickelten historischen Antifaschismus die zeitgenössischen Bedrohungen unterschätzen würden. Um diese richtig zu analysieren, können uns sowohl die Erkenntnisse aus der historischen Erfahrung mit dem Faschismus als auch aus der Erfahrung mit dem antifaschistischen Kampf dienen. Und als eine wichtige Lehre, die wir aus der Vergangenheit gewonnen haben, kann auch der Missbrauch genannt werden, der von verschiedenen Seiten zu schlechten Zwecken mit der positiven Tradition des Antifaschismus getrieben wurde.

MIROSLAV MAREŠ

geboren 1974, ist Professor für Sicherheits- und Strategiestudien am Lehrstuhl für Politikwissenschaft der Fakultät der Sozialstudien an der Masaryk-Universität in Brno, Tschechische Republik. Er arbeitet auch als Forscher des Internationalen Instituts für Politikwissenschaft der FSS MU. Sein Forschungsinteresse bezieht sich auf Extremismus- und Terrorismus-Forschung, meistens in Ostmitteleuropa. Er hat auch als Sachverständiger im Bereich Kriminalistik für das Kreisgericht in Brno gearbeitet (2001-2008) und als Berater für die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) bei der Bekämpfung von „hate crimes“ mitgewirkt (2008-2009). Er hat zahlreiche Publikationen veröffentlicht, u.a. *Extremismus. Theorien - Konzepte - Formen* (2012, zusammen mit Astrid Böttcher).



Patrick Boucheron 

DIE VÄTER EUROPAS

Ehrlich gesagt war diese Geschichte mit den Brücken einfach nicht der beste Start. Brücken: eine starke Idee immerhin, zumindest auf dem Papier. Oder genauer gesagt: eine schlaue Art und Weise, den papiernen Reichtum auszudrücken, an den alle Nationen felsenfest glaubten. Denn genau darum ging es, als am 1. Januar 2002 die Geldautomaten der achtzehn Euro-Länder unisono ihre ersten Euros ausspuckten. Eine Tür auf der Vorderseite, eine Brücke auf der Rückseite. Das alles zeigte, wie Sie zugeben müssen, auf entwaffnende Weise den guten Willen zur Völkerfreundschaft. Die Schwelle, die Bundeslade, der Weg hinüber von einem Ufer zum anderen. Was läge bei Bargeld auch näher? Schließlich bedeutet der französische Ausdruck „avoir cours“, der offizielle Zahlungsmittel bezeichnet, wörtlich übersetzt „sich im Fluss befinden“. Und dass sich eine Brücke darüber erstreckt, ist gut und richtig. Die Gelehrtesten unter den Sparern erinnerten sich vielleicht, dass sich seit dem antiken Rom derjenige Herrscher nennt, der die Brücken schlägt, und dass diese heilige Funktion seither dem *Pontifex* zukommt.

Genau, Rom – man musste dort anfangen, denn, sehen Sie, die Europäer sind besessen von der Geschichte, zumindest haben diejenigen, die sie regierten, lange Zeit hartnäckig daran geglaubt. Man musste den Lauf der Zeit also dem Rhythmus der Bereicherung anpassen, und das in einem atemberaubenden Ritt durch die Geschichte. Illustriert werden sollte dieser bewundernswerte Fortschritt durch verschiedene Epochen der Baukunst. Fünf Euro: Antike; zehn Euro: Romanik; zwanzig Euro: Gotik. Wir sind noch in der Kindheit Europas, der Zeit der kleinen Scheine. Die Renaissance kommt mit den Fünfigern, gefolgt vom Barock der Hunderter-Scheine. Die meisten Kleinanleger kommen darüber nicht hinaus. Die Stahl- und Glasbauten des 19. Jahrhunderts? Sind für 200 Euro zu haben, bereits eine stolze Summe, wenn man sie sich einfach so in die Tasche steckt. Und der 500-Euro-Schein, an sich schon eine Provokation, steht für die zeitgenössische Kunst. Klar, denn er ist nicht für jedermann.

Oje, so langsam schien die Sache schief zu gehen. Niemand war direkt schuld daran, erst recht nicht der Berliner Grafiker, der die neuen Scheine entworfen hatte. Sein Name war Reinhold Gerstetter, er hatte eine Ausschreibung gewonnen – ein wichtiger Aspekt der technokratischen Kultur Europas, von der man oft vergisst zu erwähnen, wie stark sie an die himmlische Bürokratie der Mandarine des alten China angelehnt ist. Reinhold Gerstetter war nicht entgangen, dass die meisten Nationen ihr Geld mit einem würdevollen Gesicht schmückten – nicht unbedingt mit einem König, einem Helden oder

anderweitig bedeutenden Mann, sondern mit der Souveränität eines Gesichtes. Kein gültiges Geld ohne geraden und offenen Blick, kein Vertrauen ohne das Pfand eines Gesichtes. Ja, sicher, nur welches? Das war das Problem, und es war unlösbar.

Seit kurz vor der Jahrtausendwende hatte man immer wieder Umfragen in mehreren europäischen Ländern durchgeführt – nicht in allen, sondern den großen, den Gründerstaaten, die als erste ein kollektives Bewusstsein auf Kohle und Stahl aufbauten – Umfragen also, um vielleicht eine Handvoll Persönlichkeiten ausfindig zu machen, in denen man *sich gemeinsam wiederfinden* könnte. Jede von ihnen scheiterte hoffnungslos. David Beckham rangierte vor Jean Monnet; Freud, Mozart und Vaclav Havel kamen nicht über 1% hinaus. Von den Schriftstellern ganz zu schweigen: ihre Wahl war eng an nationale Sympathien gebunden. Nur die Italiener nannten Dante, nur die Engländer Shakespeare, die Spanier Cervantes und die Deutschen Goethe. Nein, um eine Persönlichkeit zu finden, mit der sich eventuell mehrere europäische Nationen identifizieren konnten, musste man einmal mehr auf die Renaissance zurückgreifen, diese schier unerschöpfliche Welt der Erhabenheit und kindlichen Träumereien. Leonardo da Vinci, Christoph Kolumbus, Martin Luther, so heißen die drei Bestplatzierten. Geboren 1452, 1451 und 1483: so sehr man sich auch bemüht, man kommt nicht darüber hinaus. Denn der europäischen Kultur, so wichtig sie sich auch immer nimmt, kommen in der Weltgeschichte nur die warholschen 15 Minuten Ruhm zu, nämlich der unbestimmte und wundersame Moment, in dem sie sich entschließt, es in einem Zug mit der Unermesslichkeit der Welt und der Tiefe des eigenen Ichs aufzunehmen.

Das war der Stand der Dinge zur Zeit der Secession, als die Mitglieder der neuen verfassungsgebenden Versammlung nach einem Weg suchten, ohne gemeinsame Sprache mit einer Stimme zu sprechen und den Völkern Europas wieder unverwechselbare Gesichter zu verleihen. Denn aus den Gesichtern, erinnerten sie sich jetzt, und nicht nur diejenigen, die das bei Emmanuel Lévinas gelesen hatten, aus der unermesslichen Blöße der Gesichter sprach gleichermaßen der Aufruf zum gegenseitigen Mord wie die Aufforderung, das Töten zu unterlassen. Ohne Gesichter kein Bewusstsein für Verletzlichkeit und Verantwortung. Das war es, was ihnen bislang fehlte. Was an dem Ausdruck „Aufbau Europas“ nicht passte, war vielleicht der Begriff „Aufbau“. Man hatte genug von einem Europa, das dem Begriff der Politik dermaßen blind gegenüberstand. Für dieses Europa gab es nur solche, die dem Aufbau der europäischen

Institutionen um des lieben Friedens willen zustimmen, und solche, die sie in Frage stellten und daher nur ihren Untergang im Sinn haben konnten. Um sich aus dieser Zwickmühle zu befreien, war die Sache mit den Brücken und der Architektur leider ein schöner Einfall zur falschen Zeit.

Schluss mit den Steinen und dem toten Gerümpel, sagte einer aus der Runde, lasst uns ein paar Gesichter hinzunehmen. Sicher, aber welche? Und warum nicht die der Väter Europas?, wagte ein anderer zu fragen. Stimmt, die haben wir ganz vergessen. Dieses Europa ist wie die Kirche – es beruft sich auf seine gehorsamen Söhne, die wie die Väter ihrer Mutter sind, da sie eine Vorahnung hatten von dem, was sie erbauen wollten, um ihm treu zu bleiben. Elf visionäre Führungspersönlichkeiten werden von der Europäischen Union als Väter Europas anerkannt. Elf, wie beim Wohlfahrtsausschuss der Französischen Revolution. „Sehen Sie sie, Monsieur? Alle elf, von links nach rechts.“ Konrad Adenauer, Joseph Bech, Johan Willem Beyen, Winston Churchill, Alcide de Gasperi, Walter Hallstein, Sicco Mansholt, Jean Monnet, Robert Schuman, Paul-Henri Spaak, Altiero Spinelli. Man schämt sich ein bisschen dafür, dass einen das so wenig in Begeisterung versetzt – aber genau das ist das Problem. Unmöglich, sich in die Höhen jenes weitgreifenden, erhabenen Satzes der Revolutionäre emporzuschwingen: „Aufrecht und unverrückbar. Die Direktionsmitglieder. Der große Ausschuss der Schreckensherrschaft.“ Denn hier gab es keinen Schrecken, nur eine Folge kleiner Entbehrungen. Wie sollen da politische Leidenschaft und Inbrunst aufkommen? Bei soviel Mäßigung und dieser ebenso noblen wie trübseligen Absicht, sich trotz allem zu einigen.

Aber „Väter“ passte irgendwie nicht, und deshalb verwarfen die zukünftigen Verfassungsgeber die Idee schnell wieder, von der sie zunächst alle angespornt waren. Es erinnerte zu sehr an die schreckliche Macht über Leben und Tod, die der *pater familias* im Römischen Recht innehatte, und auch die Väterchen Zaren trugen nicht gerade dazu bei, die *vita necisque potestas* vergessen zu machen. Instinktiv zog sich jeder in seine Muttersprache zurück, um sie liebevoller *Papa, daddy, apu* oder *baba* zu nennen – aber das ging noch viel weniger, denn hinter diesen familiären Kosenamen versteckten sich imposante Gestalten: der Abt oder Abbé eines Klosters? *Abba*, bei den Griechen der Papa, ganz das Schweigen vom Pontifex Maximus, dem Brückenbauer, bei dem man immer wieder landet. Ich erinnere mich nicht mehr, wer von uns als erster auf die Idee kam, aber schon bald drängte sie sich uns allen auf. Gesichter ja, aber nicht die der großen Männer. Auf dass sich Europa in

stärker aufgewühlten Gewässern erblicke, die von der wogenden Heiterkeit der Überfahrten und Kreuzungen säuseln. Wie aus einem Mund riefen wir es schließlich in verschiedenen Sprachen heraus: Überläufer! Abenteurer! Freibeuter! Übersetzer!

Zum Beispiel: Faraj ben Salim, dem Karl I. von Anjou 1278 das Große Buch der Medizin des Al-Razi anvertraute, welches er vom Hafside von Tunis erhalten hatte. Den *Kitab al-Hawi* sollten die Gelehrten Europas bald unter dem Namen *Liber continens* lesen, denn Faraj ben Salim hatte eine kleine Gruppe kosmopolitischer Übersetzer zusammengestellt, die sich bereits die anderen arabischen Bücher des Königs vorgenommen hatte und nun auch dieses übersetzte. Die Geschichte Europas ist voll von Geschichten solcher Übertragungen. Sie sind kurios und aufschlussreich, aber nicht auf die Art und Weise, wie man für gewöhnlich glaubt. Die Tolerantesten unter den Europäern begannen Anfang des 20. Jahrhunderts anzuerkennen, wie sehr sie ihre Gelehrsamkeit denen zu verdanken hatten, die sie allesamt als Araber bezeichneten. Heute wissen wir, dass es keine Zugehörigkeiten an sich, sondern nur den Willen zur Zugehörigkeit gibt, keine Identitäten, sondern nur die Verkündung von Identitäten. Heute verstehen wir, dass die Zirkulation von Glaubensrichtungen und Kenntnissen sich nicht auf die bloße Anerkennung einer Schuld reduzieren lässt. Denn Ideen lassen sich nicht ausleihen: sie werden gepanscht, geklaut, geschmuggelt. Und wer sie mit sich führt, strebt weniger nach Vermischung als nach Vergleich. Sie suchen sich ihren Weg, das ist alles.

Wenn das also die Väter Europas waren, dann wusste nun jeder eine spannende Geschichte zu erzählen, von Gespenstern und von Freibeutern. Überlebende allesamt, jeder auf seine Art und Weise. Faraj ben Salim gehörte mit hoher Wahrscheinlichkeit der jüdischen Gemeinde an, die Kaiser Friedrich II. um 1230 ohne große Rücksicht aus dem marokkanischen Gharb nach Palermo umsiedelte. Man erinnere sich an diese von Gefahren umgebene Schicksalsgemeinschaft aus Überläufern und Schiffbrüchigen. Unter ihnen Diego de Urrea, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts einen Katalog von arabischen Handschriften aus der Bibliothek des Escorial erstellte und in Granada die „Bleibücher vom Sacromonte“ übersetzte. Diese Handschriften wurden in einer Höhle unweit von Granada gefunden, als man das Minarett der alten Moschee abriß, um dort eine Kathedrale zu errichten. Es handelte sich, so sagte man, um ein neues, von der Jungfrau Maria überbrachtes Evangelium, das eine synkretische Religion zwischen Christentum und Islam verkündete und sich großer Beliebtheit

erfreute, bis es 1682 vom Vatikan mit dem Kirchenban belegt wurde.

Innen würde es gefallen, wenn das Gesicht Diego de Urreas unsere neuen Banknoten schmücken würde? Dann lassen Sie sich folgendes gesagt sein. Diego de Urrea wurde an der Küste Kalabriens als Sklave gefangen genommen und in einer Koranschule in Tlemcen ausgebildet. Dort lernte er das klassische Hocharabisch und wurde Dolmetscher des Sultans von Marokko, dem er als offizieller Vertreter von Westalgerien bis nach Konstantinopel diente. Als er vor der Küste von Pantelleria ein zweites Mal gefangen genommen wurde, diesmal von den Katholiken, konvertierte er erneut und unterrichtete am Hof von Philipp III. Arabisch, Türkisch und Persisch. Er verbrachte seinen Lebensabend im Königreich Neapel, wo er 1615 starb. Solche Freibeuter-Geschichten, wie Pier Paolo Pasolini sie zu erzählen wusste, brauchte das Europa von heute. Geschichten, mit denen sich die Zeit dehnen lässt, Geschichten vom Exil, von Erfahrung und Wissen, Geschichten der Rastlosigkeit.

Also schallte eine Fülle unterschiedlichster Ideen durch den Raum. Jeder hatte seinen eigenen Vater Europas. Vergessen waren die Geldscheine, jetzt träumten wir lauthals von einem bunt zusammengewürfelten Pantheon, und das Fries der Jahrhunderte wurde zerknüllt wie eine Kindergirlande. So langsam bekamen wir ein Gefühl für die Verschiedenheit, die uns vereinte. Dann hielt einer der Versammelten ein flammendes Plädoyer für Alphonse de Lamartine. Ging es etwa darum, sich an den demokratischen Schwärmereien der großen Versammlungen zu berauschen? Eher nicht: der bescheidene Abgeordnete, der gar nicht allzu verwegen war, setzte sich hartnäckig für die kleinen Nebensächlichkeiten des großen Ganzen ein. Es ist in der Tat wenig bekannt, dass sich Alphonse de Lamartine 1854, ein Jahr nach seiner *Geschichte der Verfassungsgeber*, daran machte, eine achtbändige *Geschichte der Türkei* zu schreiben. Der Dichter vertrat darin die Ansicht, dass die Türken bessere Nachbarn für Europa seien als die kulturlosen Russen. Im lauten Durcheinander des Saals schaffte es der Lamartine-Anhänger, einen Abschnitt aus dem Vorwort vorzulesen: „Wenn Europa auch nicht ergriffen ist, so sollte es doch zumindest achtung sein. Es ist Zeit, davon zu berichten, wer die Türken einst waren, wer sie heute sind und wer sie bald sein können, diese Osmanen, von denen Europas religiöse Ressentiments nur ein Zerrbild hinterlassen haben.“ Denn „in Zukunft werden die Völker nicht mehr im Himmel nach Gründen suchen, sich auf Erden zu hassen oder gegenseitig totzuschlagen.“ Ach ja? Jetzt war die Versammlung neugierig geworden. Nein,

nein, fuhr er fort, „sie fragen nicht mehr, ob die anderen buddhistisch, hebräisch, muslimisch, christlich, katholisch oder Kirchenspalter sind, ob sie dem römischen Ritus folgen oder dem griechischen Aberglauben, sondern sie fragen, ob sie lebendig, gerecht, tolerant, rechtschaffen, tapfer und patriotisch sind, ob sie in der Lage sind, den Platz einzunehmen, den die schicksalhafte Verteilung von Grund und Boden ihnen über die Jahrhunderte zugewiesen hat.“

Grund und Boden, verteilt vom Schicksal der Vorsehung: die Sache wurde immer schlimmer. Und die Griechen begannen über diesen Dichter der Romantik zu schimpfen, der kaum teilhatte am Philhellenismus, der viele Literaten des 19. Jahrhunderts begeisterte. Doch egal: man hatte es aufgegeben, einvernehmlich Persönlichkeiten auszuwählen, die alle anerkannten – die gab es ganz einfach nicht. Europa fand seine Väter an dem Tag, an dem es endlich die Bedeutung des Wortes *gemeinsam* wiederentdeckte. Und das geschah an diesem Tag. Es war der Tag der Brüder Grimm, der Märchensammler, die die Bilder unserer Kindheit erfanden: Väter Europas. Es war der Tag von Stefan Zweig, der am Vorabend der großen Katastrophe ohne Pass in einer Welt umherreiste, die er schlichtweg das „Zeitalter der Sicherheit“ nannte: Kirchenvater. Es war der Tag von Domenico Scandella, Menocchio genannt, einem Müller aus Friaul, der den Mut hatte, sich dem Glauben zu verweigern, und dafür am Ende des 16. Jahrhunderts von der Inquisition verurteilt und verbrannt wurde: Vater Europas. Und es war der Tag von so vielen anderen, deren Namen man noch nicht wusste, doch deren Gesichter man kannte, und die frei und lebensfroh ihrer Wege gingen, nicht ohne Wunden, aber immer bestimmt und bereits erleichtert, den Mut gehabt zu haben, ihrer inneren Unruhe ins Gesicht zu sehen: Väter Europas.

Aus dem Französischen von Jakob Schumann

PATRICK BOUCHERON

geboren 1965, ist ein französischer Historiker. Er befasst sich speziell mit der Geschichte des Mittelalters, eine Thematik, die er auch an der Universität Paris I Panthéon-Sorbonne unterrichtet. Patrick Boucheron richtet sein Augenmerk auch auf die zeitgenössische Geschichtsschreibung. Er veröffentlichte mehrere Essays, u.a. *L'Entretiens. Conversations sur l'histoire* (Verdier, 2012) und *Pour une histoire-monde* (PUF, 2013).



Dorian Astor SECESSION EUROPA - ZWISCHEN ZWEI UNENDLICHKEITEN

Machen wir uns eines klar: Niemand hat uns gerufen, niemand hat uns beauftragt. Wir haben keinerlei Verpflichtung, das Wort zu ergreifen, obwohl wir das Recht dazu haben. Wir wären nicht in der Lage, uns mehr Gehör zu verschaffen, und niemand hat die Pflicht, uns zuzuhören. Abgeordnete? Niemand ordnet uns ab, wir ordnen uns selbst ab, vor denjenigen zu sprechen, vor denen wir uns Gehör verschaffen wollen, und die wir nicht vertreten. Wir werden sie auch nicht stärker vertreten, wenn sie uns einmal zugehört haben. Präambel unserer Verfassung: Wir repräsentieren nichts und niemanden. Parlament? Das Wort kommt von altfranzösisch „parlement“, was „Unterredung“ bedeutet. Und etwas anderes als reden können wir ohnehin nicht. Doch lasst uns verfassen, was wir zu sagen haben. Nur dann werden wir Verfassungsgeber sein. Lasst uns verfassen, was wir vor ihnen sagen, doch nicht an ihrer Stelle. Wir sind niemandes Gewissen, ja kaum unser eigenes. Wir werden niemals die Farce „Intellektuelle sind das Gewissen des Volkes“ nachspielen.

Wir wissen nicht, was sie tun, wozu sie fähig sind. In Bezug auf die Vorstellungen, die wir uns von ihnen machen, haben sie immer einen Schritt Vorsprung oder hinken einen Schritt hinterher. Wir werden niemals genau ihre Koordinaten treffen. Und falls manche von ihnen sich trotz allem sagen: Genau, ja, sie werden uns repräsentieren, dann lasst es uns ihnen ausreden, lasst uns zu ihnen sagen, dass wir unsere Versprechen nicht halten, nicht weil wir lügen, sondern weil wir nicht die Macht dazu haben. (...) Doch werden wir unsere Wünsche versammeln, unsere Gedanken, unseren Willen, und diese Versammlung so lange aufrechterhalten, wie wir dieses prekäre, hybride Gebilde zusammenhalten können. So etwas hält nie besonders lange, lasst uns keine Zeit verlieren. Doch nun ist es Zeit für meine Rede.

Ich will tatsächlich etwas für Europa. Dabei weiß ich weder, was die Essenz von Europa ist, noch was seine Einheit sein soll. (...) Ich will etwas für die europäische Einheit, doch lasst uns niemals vergessen, dass wir gleichzeitig die unendlichen Möglichkeiten wollen müssen, es in

kleinere Einheiten zu zerlegen oder zu größeren Verbunden zusammensetzen. Wir haben keine Wahl, wir müssen unseren Platz zwischen zwei Unendlichkeiten finden.

Hinter dem großen Willen zu Europa wimmelt es von tausenden anderer Absichten: die Ziele der Länder, der Regionen, der Städte, der Häuser, der Zimmer, der Körper und der Körperteile. (...)

Und jenseits des großen Willens zu Europa regieren noch höhere Absichten. Ich will etwas für diesen Zusammenschluss, der Europa ist, doch auch noch mehr: Ich will seine Ränder anfügen, die Bereiche, die an ihn grenzen, und die Bereiche jenseits der angrenzenden Bereiche. Ich will etwas für die Ozeane, die Kontinente, für die Erde und für den ganzen Himmel. Ich will eine Politik des Kosmos, das heißt, ich will unsere tausend Absichten einer am höchsten stehenden Absicht unterordnen.

Europa ist kein ontologisches Privileg. Lasst uns den Willen zu Europa als genau das verstehen, was er ist: ein strategisches Innehalten zwischen zwei Unendlichkeiten. (...)

Europa ist eine Strategie zwischen zwei Unendlichkeiten, doch kann dies nur ein Innehalten sein, um sich selbst und die Welt anzusehen. Wenn es nicht gleichzeitig Bewegung und Gegenbewegung ist, wenn es nicht gleichzeitig eine übergeordnete Einheit gegen die Morbidität der Vereinzelung und eine übergeordnete Vielheit gegen den Schrecken der Totalisierung bedeutet, wird es zu unserer schlimmsten Medusa werden: Wir werden von seinen tausend Schlangen vergiftet werden oder vor seinem einzigartigen Antlitz zu Stein erstarren. (...)

Wir sind immer Krieg und Frieden zugleich, ein Raster von Ja und Nein. Was bedeutet das, ein Individuum zu bilden, eine Gemeinschaft, eine Kultur, eine Welt? Es bedeutet, die größtmögliche Anzahl vielfach unterschiedlicher Kräfte, so viele Widersprüche wie möglich, zusammenzuhalten. Zusammenzufassen, ohne etwas außer Acht zu lassen, zu vermischen, ohne dabei etwas auszulöschen.

Versteht ihr langsam, was ich für Europa will??

Ihr werdet enttäuscht sein. Ich habe keine Alternative für Europa anzubieten, keine Repräsentation, kein System, keine Reform. Nichts für Europa, sondern Lebens- und Denkbedingungen, ohne die das Wort Europa weiterhin für die Autorität der bestehenden Staaten oder die Machtlosigkeit alternativer Sinnerschöpfungen stehen wird. (...)

Wir sind ebenso problematisch wie Europa selbst. Nichts wird stattfinden, das nicht zugleich unten und in der Mitte des Rasters verortet sein wird. Wir haben keine Macht über das, was wir nicht sind, aber wir haben beschlossen, uns als Problem und als die Sprache dieses Problems zu konstituieren.

Zum Abschluss ein Eingeständnis. Bevor ich das Wort ergriffen habe, oder als einziges Motiv, es zu ergreifen, hatte ich einen erschreckenden Drang: Ich wollte euch von Philosophen-Königen für Europa erzählen. Doch dieser Drang stand mit einem anderen Drang in Konflikt. Einem ästhetischen Drang, der uns dazu aufrief, versteckt zu leben, im hintersten Winkel unseres Gartens. Ich habe von einer *pax romana* für Europa geträumt, von großer kaiserlicher Obergewalt, die als einzige weiß, wie wichtig es ist, Riten, Traditionen, Meinungen und Wanderbewegungen zu tolerieren. Doch habe ich mich dabei ertappt, dass ich gleichzeitig von Stammesmosaikern träumte, von Minimalgemeinschaften, von freigeistigen Konstellationen. Ich wollte heilsame, aber blutige Revolten, gelehrte Eliten und unwissende Lehrmeister. (...) Welche kosmopolitischen Mächte vereinigten diese Kämpfe, die wir sind, ins Unendliche? Welche mikropolitischen Mächte vervielfachen sich in diesen Kämpfen ins Unendliche?

Europa ist nur einer der Kristalle, die beim Zusammenprall dieser beiden Fragen entstanden. Es wird keine Secession ohne ein Wissen um das Paradox dieser Mächte geben. Und keine Verfassung ohne eine Macht, die uns unseren Platz zwischen den beiden Unendlichkeiten einräumt.

Aus dem Französischen von Frank Weigand

DORIAN ASTOR

geboren 1973, studierte Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft. Er ist Absolvent der École Normale Supérieure. Sein Spezialgebiet ist Friedrich Nietzsche. 2011 veröffentlichte er im Gallimard-Verlag eine Nietzsche-Biographie. Seit 2013 moderiert Dorian Astor im Institut français Berlin eine monatliche Debatte über die moderne und zeitgenössische Philosophie in Deutschland und Frankreich.



SRETEN

AN EINEM GEWÖHNLICHEN NACHMITTAG

Die Menschheit hat viele verschiedene Antiutopien überlebt, aber noch nie hat es in der Geschichte des Menschengeschlechts eine so vollkommene Antiutopie gegeben wie diese. Alles Vertrauen ist schon längst aufgebraucht und missbraucht, so systematisch, so weitreichend, so unwiederbringlich ... Schmerz ist allgegenwärtig, die Narkose aber alles durchdringend. Überproduktion und Dissemination aller möglichen Abhängigkeiten bilden die wichtigsten Industrien, diese Abhängigkeiten aber sind nur Ableger der Abhängigkeit von der alles durchdringenden Narkose. Kaum jemand hat sich noch nicht widerstandslos ergeben und wagt es hier und da, sie sich einzugestehen. Schwierig ist es zu unterscheiden, was vernünftig und was unvernünftig ist, was wichtig und was nicht, was gut und edel und was nicht, was die Wahrheit und was nicht. Die Narkose muss abgeschüttelt werden, es muss mit weit geöffneten Augen geschaut werden, es muss mit dem eigenen Kopf gedacht werden, verantwortungsbewusst, beherrscht – aber wer wird das jetzt schon tun, ermüdend ist es und umsonst ... Und so nimmt niemand daran Anstoß, dass Faschismus und Antifaschismus als gleichberechtigt betrachtet werden.

Es ist, als hätte der Antifaschismus seine konkrete, vom alltäglichen menschlichen Sein und Streben untrennbare Funktion vergessen. Und was seine Funktion nicht erfüllt, entschwindet im Fade-out. Die Geschichte ist übergegangen in ein nächstes Stadium, jenes der Immunität gegen die Verteidigungsmechanismen des Antifaschismus. Mit den Folgen dieser antizivilisatorischen Mutation will sich kaum jemand beschäftigen. Die schauerlichste der Folgen ist die strukturelle Unmöglichkeit, jegliche Alternative zu denken. Wir haben es geschehen lassen, dass nicht nur jegliche Alternative ausstirbt, sondern auch nur jeglicher Gedanke an jegliche Alternative. Das ist sie, die Antiutopie, in der wir leben. Unsere Vorstellungskraft, die individuelle wie die kollektive, wurde so gründlich und präzise kastriert, dass es den Eindruck macht, als hätten wir nichts gespürt, als erinnerten wir uns gar nicht mehr, wann das gewesen und wie es zu diesem Verlust gekommen sei.

Ein sturer einsamer Antifaschist kann durchaus sagen: „Der Faschismus ist eine radikale pathologische Mutation des omnipräsenten Kapitalismus.“ Das kann er. Er kann auch sagen: „Der Faschismus ist der blinde Fleck des selbstgefälligen Liberalismus.“ Auch das kann er. Er kann auch sagen: „Der Faschismus macht uns alle zu Komplizen, deshalb tun wir so, als bemerkten wir ihn nicht.“ Auch das kann er. Aber jedes Mal wird sich ein Zuständiger finden, der im Namen der nicht zu hinterfragenden Ordnung unserer narkotisierten Antiutopie kaltblütig entgegnet: „Na und?“ Dieses rücksichtslose „Na und?“ ist das selbstsichere Mantra der Hauptspieler dieses Spiels, das jeglichen Spielens entbehrt. Aber die unter Vollnarkose stehenden Massen folgen ihnen freiwillig. Schritt für Schritt, Kopfnicken um Kopfnicken, Gleichgültigkeit um Gleichgültigkeit, Grausam-

keit um Grausamkeit, zum Faschismus der neuen Generation, dessen Brutkästen perfider sind als jene aus der Zeit Hitlers und Mussolinis.

Auch wenn er sich à la Mimikry verstellt, den heutigen Faschismus verraten die so klaren wie auch äußerst charakteristischen Symptome der Unerfüllbarkeit und Rücksichtslosigkeit. Viral, überzeugt von der eigenen Unerlässlichkeit wendet der Faschismus heute selbstbewusst und überaus diszipliniert die Strategie der kaltblütigen Verzögerung an, die Strategie der graduellen und indirekten Kontrolle, des gemäßigten Fanatismus, der unwiderstehlichen Kritiklosigkeit und andeuteten Ausschließlichkeit. Alles ist erneut Beifallsbezeugung der banalen Mediokrität, alles ist erneut redundant und hässlich, erneut menschlich unverständlich, demokratisch aber nach geltenden Gesetzen, alles ist erneut nach dem Geschmack des Kleinbürgers und nach dem Willen der wortlosen Mehrheit, mit dem Segen der Väter der Nation und des massigen Kapitals und dem Zuhören unschuldiger kirchlicher Würdenträger und noch unschuldigerer und noch autonomerer Medienunternehmen. Dabei passt er auf, dass er nicht die Züge wiederholt, derentwegen er dazumal überwunden wurde. Dahingegen ist der Antifaschismus heute nur endemisch, systematisch isoliert in Enklaven an der Peripherie der Ordnung. Schlimmer noch, der Antifaschismus ist mehrheitlich rhetorisch, beiläufig, pathetisch. Wie ist es dazu gekommen?

Nach dem mythischen Jahr 1989 kam in Europa und der Welt der Antikommunismus an die Macht. In Osteuropa hatte die Epidemie der Abkehr vom Kommunismus auch die Abkehr vom Antifaschismus zur Folge. In Westeuropa stellte der spektakuläre Sieg des Kapitalismus über den Faschismus in den Schatten. Und so verhält sich die Mehrheit der Menschen und Institutionen zum Antifaschismus wie zu etwas, das einmal gewesen war, nun aber vorbei ist. Aber den Antifaschismus gibt es nicht, wenn wir uns nur an ihn erinnern können, und das vornehmlich rituell. Der Antifaschismus ist uns nicht gegeben wie ein Geschenk, mit dem wir nach einer gewissen Zeit nicht mehr wissen wohin ... Der Antifaschismus ist unser Recht und unsere Pflicht, unsere erstrangige und unaufschiebbare Lebensaufgabe, ebenso wie das der Fall gewesen ist vor beispielsweise achtzig Jahren und vor siebzig und vor sechzig ... Entweder ist der Antifaschismus eine Art zu leben oder es gibt ihn nicht. Der Antifaschismus kann nicht nur eine Vergangenheit sein, von der wir sagen, dass wir stolz sind, sondern dann und nur dann auch eine Gegenwart, wenn sie nicht selbstverständlich ist, sondern von uns eigenhändig erwirkt. Denken wir einmal darüber nach, was für Menschen wir sind, wenn wir keinen Widerstand leisten? Denn was, wenn der Faschismus genau solch eine sinnlose „Na und?“-Gegenwart ist, in der alles selbstverständlich ist und alle Optionen denselben neutralen Status haben?

Und was, wenn der Faschismus vorzugsweise eine Frage des *Graduellen* ist? Der graduellen Hohlheit, Verantwortungslosigkeit, Gewalt

und Angst, der graduellen Entmenschlichung und Gefühlslosigkeit, des graduellen Hasses gegenüber den Geboten der Wahrheitsliebe, der Gleichberechtigung und der Emanzipation ... Und was, wenn der Faschismus vorwiegend graduelle Pathologie ist gegenüber dem, was wir als normal und einzig wirklich erachten und akzeptieren, an dem wir freiwillig teilnehmen, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation, von Nation zu Nation? Und was, wenn sich der Schleier des Graduellen und der kontrollierten Dosierung lüftet? Und was, wenn dieser Schleier überflüssig wird?

Eine sukzessive Degeneration hin zum nackten Endfaschismus lässt sich auch durch den Schleier beobachten, wird greifbar fast, zeigt die erwähnten Attribute der Unerlässlichkeit und Unumkehrbarkeit. Durch all seine programmierte Graduation und Verzögerung, durch seine Mühe, die offensichtlichen Gesten zu vermeiden, die seine Machart und seine Manipulationsmacht offenlegen würden, wird der Faschismus immer stärker, der Antifaschismus immer schwächer, der Faschismus immer mächtiger, der Antifaschismus immer hilfloser. Diese Dynamik zeigt sich unablässig, die undurchsichtige Maschine der wahr gewordenen Antiutopie mahlt sowohl wenn wir wach sind als auch wenn wir schlafen, wenn wir hinschauen und wenn nicht, wenn wir sie schmieren und wenn wir so tun, als gäbe es sie gar nicht. Das Endresultat ist nicht schwer zu erraten: ein „reiner“ Zustand ohne jegliche Spuren von Antifaschismus. Früher oder später, doch das ist das Resultat. Die Narkose ist alldurchdringend, aber denken wir dennoch gar nicht daran, wie unser Leben aussehen wird, wenn wir uns vollständig vom Antifaschismus lossagen?

An einem gewöhnlichen Nachmittag, einfach so aus dem Nichts, wird es passieren, dass wir nicht einmal mehr spüren werden, dass es ihn nicht mehr gibt. Auf diesen Nachmittag zu bewegt sich allem Anschein nach wieder eine Mehrheit, bewegt sich und leistet null Widerstand, und außer dieser angeblich schmerzlosen Antiutopie als einziger Alltätlichkeit kann sie sich nichts anderes ausdenken. Haben wir denn vergessen, wie der einzige Ort heißt, an dem der Antifaschismus vollständig ausgemerzt wurde? Dieser Ort heißt Auschwitz-Birkenau.

Aus dem Serbischen von Anna Hodel

SRETEN UGRICIC (SRETEN)

geboren in Jugoslawien. Er veröffentlichte zehn Bücher: Romane, Erzählungen, Essays und Theoretische Texte. Er war Direktor der Nationalbibliothek Serbiens von 2001 bis 2012, als er vom Innenminister Serbiens des Terrorismus beschuldigt wurde und in einer fiktiven („telefonischen“) Sitzung im Eilverfahren von der serbischen Regierung entlassen wurde. Seitdem lebte er in der Schweiz, Österreich und den USA. Aktuell ist er Gastprofessor an der Stanford University.

Gasan Gusejnov

DIE FASCHISIERUNG DES ANTIFASCHISMUS ODER WIE DIE RUSSISCHE FÖDERATION DIE OKKUPATION DER UKRAINE LEGITIMIERT

Im Winter 1942/43 hing im Esszimmer eines Petersburger Schriftstellers einige Wochen lang ein Plakat mit der Aufschrift „Tod den Feinden des Faschismus!“ Hunger und Kälte waren damals stärker als Verstand und Humor. Alle verstanden, was der Verfasser des Textes meinte. So wurde das Plakat schließlich ohne weitere Folgen für die Person, die es geschrieben hatte, entfernt. Diese Anekdote hörte ich Ende der Siebzigerjahre bei einem Gelage Leningrader *Blokadniki*, also von Menschen, die die Blockade überlebt hatten. Wichtiger als die Geschichte selbst ist aber die Ursache, derentwegen sich die *Blokadniki* gerade in den Siebziger an sie erinnerten. In jenen Jahren bestand in der Sowjetunion nur in Bezug auf einen einzigen Geschichtsabschnitt völlige, nahezu wie in Stahlbeton gegossene Gewissheit. Die Rede ist vom Sieg über den Nationalsozialismus und den Faschismus im Großen Vaterländischen Krieg. Der Faschismus galt als Inbegriff des Bösen und als unvereinbar mit jedweder, auch der negativsten, ideologischen Erscheinung, die man in der damaligen UdSSR hätte beobachten können. Weder der sogenannte „bourgeoise Nationalismus“ noch „Großmachtchauvinismus“ noch „Rassismus“ reichten an das böse Ideologiemonster „Faschismus“ heran. Eine unübersehbare Schwierigkeit bestand allerdings darin, dass man den Faschismus als wesenseigene Ideologie seit der zweiten Hälfte der Dreißigerjahre nicht mehr wissenschaftlich untersucht hatte.

Zuletzt erschien 1936 ein Buch mit dem Titel „Gegen faschistischen Obskurantismus und Demagogie“¹ im Verlag „Sozëkgiz“. Einerseits war das Buch selbst ein Produkt von Demagogie (hier sei nur darauf verwiesen, dass Leo Trotzki und andere ursowjetische Gegenspieler Stalins im Vorwort als „Agenten des Faschismus“ bezeichnet wurden). Andererseits lieferte das Buch die letzte detaillierte Analyse der faschistischen Ideologie. Jedem dargelegten Wesenszug des Faschismus schloss sich der Kommentar an, dass in der UdSSR alles anders sei. Die Genossen *Lenin* und *Stalin* seien im Gegensatz zu den Genossen *Hitler* und *Mussolini* proletarische Humanisten; *Marx* denke an das Volk, wohingegen *Nietzsche* und *Sombart* Anhänger der bourgeoisen Persönlichkeit und der imperialistischen Hyäne seien. Dennoch, trotz aller Demagogie schreckte *A. Deborin*, der Autor des ideologischen Kernartikels in jenem Sammelband, nicht davor zurück, im *Fascismo Italiano*, im deutschen Nationalsozialismus und im stalinistischen Sozialismus einige gemeinsame Grundzüge zu erkennen, welche 1936 aber mit Leichtigkeit als fundamentale Unterschiede verkauft werden konnten.

Unterschiede gab es, wie sich herausstellte, eigentlich nur zwei: die „Rassen-“ und die „Judenfrage“ sowie die Beziehung zu Kultur und Kirche. Alle übrigen Ideologiemerkmale des Faschismus korrelierten mit denen des offiziellen sowjetischen Antifaschismus. Sechzig Jahre später zählte *Umberto Eco* sie in seinem berühmten Werk zu den Merkmalen des Faschismus auf². Alle von ihm genannten Kennzeichen verstand man schon zu Sowjetzeiten als Grenzbereich zwischen Faschismus und offiziellem sowjetischen Antifaschismus.

1. Der Kult um die eigenen nationalen Traditionen gepaart mit „unserer“ mystischen Überlegenheit „denen“ gegenüber: bei ihnen waren es *Nietzsche*, *Chamberlain* und *Rosenberg*, bei uns *Marx*, *Lenin* und *Stalin*.
2. Die Ablehnung des kosmopolitischen Modernismus und Rationalismus: Für die Faschisten bedeutete dieser Ausdruck Dekadenz und Degeneration („Entartete Kunst“), die die eigene Ideologie einzudämmen beabsichtigte; für die sowjetischen Antifaschisten handelte es sich dabei um fruchtbaren Nährboden für den Faschismus.
3. Infolge des Hasses auf die liberale Intelligenz, auf den Pazifismus des Einzelnen kommt es zur Stilisierung der Massen und des Primitiven: Für die Faschisten schwächte die liberale Intelligenz die Nation, für die Antifaschisten entwaffneten diese Strömungen das Volk im Hinblick auf die Bekämpfung des Faschismus.
4. Die ergebene Loyalität gegenüber der Staatsmacht (von der Bereitschaft zu Pogromen bis zur Umsetzung propagandistischer Programme, die die Bevölkerung auf etwaige Handlungen der Staatsmacht vorbereitet): Antifaschisten und Faschisten bezichtigten sich gegenseitig der Demagogie.
5. Der Rassismus: Für die Faschisten ist es die offizielle Ideologie. Während die sowjetischen Antifaschisten ihrerseits den Rassismus als Hauptargument gegen den Faschismus ins Feld führten, war er dennoch ein praktisches Instrument der sowjetischen Realpolitik.
6. Verschwörungstheorien: Beide halten die Weltpolitik für eine Puppenkiste bekannter Marionettenspieler des „internationalen Judentums“, der „USA“, „Großbritanniens“ usw. Eine innen- und außenpolitische Folge der Verschwörungstheorie ist die unverhältnismäßige Vollmacherweiterung der Geheimdienste (in der UdSSR und der Russischen Föderation gilt dies vom NKWD bis hin zum FSB).
7. Die Abkehr von Logik bedeutet, dass die Anhänger einer solchen Ideologie die Introspektion negieren. Ein Beispiel: Ein und derselbe Feind wird einerseits als unbedeutendes Insekt, andererseits als supermächtiger und hinterhältiger Aggressor zugleich präsentiert. Ein weiteres Beispiel: Im Zuge des Ukraine-Konfliktes sind die Ukrainer in den russischen Massenmedien sowohl hilfloses „Gemüse“ („*ukrop*“ = „Dill“) als auch verlängerter Arm von NATO und USA an den Westgrenzen Russlands.
8. Martialisches Gebaren: Auch alles Zivile wird dem Militärischen unterworfen. Überall, wo es möglich ist, schafft man Bedingungen für Kriegsspiele, gründen sich paramilitärische Organisationen und dergleichen mehr.
9. Eine umgekehrte Hierarchie: Ein vergötterter Führer erscheint als einfacher Mensch aus dem niederen Volk.

Als wäre er niemals so weit aufgestiegen, bleibt er immer einer von uns.

10. Der Kult des Heldentods.
11. Maskuliner Chauvinismus und Hass auf sexuelle Minderheiten.
12. Der Kult um den Staat und seine unbedingte Priorität vor Individuen und Gruppen.
13. Die Amtssprache wird zur angepassten Staatssprache umgeformt; Kontrolle jeglichen Wissens.
14. Die Verachtung des geltenden Völkerrechts und der *Charta der Vereinten Nationen*.

In der späten sowjetischen Kultur – die Sowjetunion war schon ab Mitte der Siebzigerjahre im Untergang begriffen – tauchten immer mehr Signale auf, dass die Gesellschaft diese allmähliche ideologische Verschmelzung verstand oder doch zumindest fühlte. Die Tendenz zur Kongruenz ideologischer Ansichten und sozialer Praktiken beider Ideologien zeichnete sich immer deutlicher ab (von den verbotenen Romanen *Wassilij Grossmans* und den populären Büchern der Gebrüder *Strugazkij*, die diese Tendenz reflektierten, bis zur Fernsehserie „Siebzehn Augenblicke des Frühlings“ nach dem Roman von *Julian Semjonov*, die sie verstärkte). Genau zu der Zeit, als die Serie „Siebzehn Augenblicke des Frühlings“ über den Bildschirm lief, während der der sowjetische Zuschauer zum ersten Mal die ideologische Begeisterung über den inneren Aufbau des Dritten Reiches spürte, erinnerten sich einige an den Leningrader Winter 1942/43 und das Plakat „Tod den Feinden des Faschismus“. Wie *Wassilij Grossman* schrieb, hatte es die Sowjetunion tatsächlich geschafft, sich beim Sieg über das nationalsozialistische Deutschland mit dem Faschismusvirus zu infizieren.

Die sowjetische Gesellschaft begann durch ihren inneren und ideologischen Legitimationsverlust zu zerfallen. Sie hörte auf, zwischen politisch akzeptabel und inakzeptabel zu unterscheiden (der Einmarsch in Afghanistan, das energische Festhalten an den Eroberungen des Zweiten Weltkriegs, die Verfolgung Andersdenkender, die Terrorisierung privater Unternehmer und vieles mehr). Nach dem Zerbrechen der UdSSR warfen einige faschistische Merkmale (nicht nur in der Russischen Föderation) ihre Schatten auch auf die Transformationsphase der neuen Nationalstaaten: die Diskriminierung nationaler Minderheiten, die Verfolgung aus sprachlichen Gründen sowie das Streben nach Neuerschaffung und Veredelung „unserer“ Geschichte im Sinne der ultimativen Existenzrechtfertigung „unseres“ Staates innerhalb eben der Grenzen, die es nun gab.

Die Verschmelzung faschistischer Praktiken und ideologischer Anschauungen mit denen des überkommenen sowjetischen Antifaschismus verschärfte sich im Jahr 2014 auf das Schlimmste. Die politische Krise der Ukraine und der Sturz des ukrainischen Präsidenten *Janukowitsch* riefen in Russland einen politischen „Kurzschluss“ hervor. Die offizielle russische Propaganda deklarierte die Ereignisse in der Ukraine als „faschistischen“ Staatsstreich der sogenannten *Bandera*-Anhänger. Die russischen Massenmedien ließen keine Möglichkeit aus, die politischen Prozesse in der Ukraine als „Faschisierung“ zu diskreditieren. Die neuen Regierenden wurden des „Antisemitismus“

beschuldigt. Sie betrieben die „Verherrlichung des Nationalsozialismus“, hieß es. Letztlich langte man bei der früheren sowjetischen Version des „Ukrainers als Handlanger von USA und NATO“ an. Die Ereignisse in Kiew werden seither in allen russischen Massenmedien als faschistischer Umsturz dargestellt.

Nach der Krim-Annexion nahm die offizielle Linie der russischen Propaganda unübersehbare Ähnlichkeit mit der sowjetischen Epoche an und man besann sich zudem der vorrevolutionären russisch-imperialen Praxis, die nationalen Eigenheiten und die politische Souveränität der Ukraine und ihrer Bevölkerung zu negieren. Das politische Konzept eines „Neurusslands“ („*Noworoissija*“) und die militärische Aggression im *Donbass* gehen mit einer Faschisierung der innenpolitischen Prozesse in Russland selbst einher. *Putins* Rhetorik („fünfte Kolonne“) fordert von den Bürgern „Wachsamkeit“ und die Aufdeckung innerer Feinde, die viel gefährlicher seien als jeder äußere. Und all das wird paradoxerweise als „antifaschistische Politik Russlands“ verkauft. So wird etwa der offensichtliche und unverhohlene Krieg in der Ostukraine mit Kampfeinheiten geführt, die sich aus der unteren Schicht der russischen Gesellschaft rekrutieren. Um die Liquidierung der ukrainischen Staatlichkeit zu rechtfertigen, wird, nebenbei bemerkt, auf dieselben Losungen zurückgegriffen, die die Annexion Österreichs und Tschechiens durch das Deutsche Reich als Rückkehr in die deutsche Familie („Heim ins Reich“) propagierten.

Die Faschisierung der politischen Sprache in Russland geht mit erstaunlicher Geschwindigkeit vonstatten und ist das größte Hindernis auf dem Weg zu einer kritischen Analyse der Lage in Russland. Trotz der offensichtlichen Verantwortung des herrschenden russischen Regimes für die militärische Katastrophe in der Ostukraine und trotz des unvermeidlichen wirtschaftlichen Niedergangs im eigenen Land produziert die Propagandamaschine der Russischen Föderation ein virtuelles Sozialprodukt: die Bereitschaft, für vorgeblich von Nachbarländern, Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika ausgegangene Kränkungen zu töten und zu sterben. Mit diesem Krieg um den „Lebensraum“ und die sakrale „Einheit“ der „russischen Welt“ zwingen *Wladimir Putin* und sein Machtzirkel dem russischen Volk die Verachtung des Völkerrechts auf, und den Komplex, die russischen Bürger seien die benachteiligten Träger höchster Werte: ihnen sei ihr politisches Eigentum, die Sowjetunion, weggenommen worden. Um diese Komplexe zu befriedigen, bieten sie Waffengewalt an. Und offenbar ist der bewaffnete Überfall auf die Ukraine der einzige Ausweg, den das heutige russische Regime sieht.

Aus dem Russischen von
Felix Eick

GASAN GUSEJNOV

geboren 1953 in Baku, studierte und promovierte in Moskau Altphilologie. Seit 1990 in Deutschland, zuerst als Alexander von Humboldt-Forschungsstipendiat, später als wissenschaftlicher Mitarbeiter, Privatdozent und Gastprofessor an den Universitäten Bremen, Bonn und Basel und als Journalist bei der Deutschen Welle. Seit 2007 unterrichtet er Altphilologie, Rhetorik und Sprachphilosophie an der Moskauer Staatsuniversität, Hochschule für Wirtschaft (NRU-HSE), und schreibt Spalten für Radio France International.

1 Против фашистского мракобесия и демагогии. Сборник статей. Под редакцией И. Дворкина, А. Деборина, М. Каммары, М. Митина, М. Савельева. М.: Соцэкгиз, 1936.

2 Eco, Umberto. Urfaschismus // Die Zeit, 07.07.1995, S. 47-48.

Anton Schechowzow

DIE UNBEHAGLICHE REALITÄT DES ANTIFASCHISMUS IN DER UKRAINE

In den fast 20 Jahren seit der Erlangung der Unabhängigkeit stand der Begriff „Antifaschismus“ in der politischen Debatte in der Ukraine nicht besonders hoch im Kurs. Bis 2010 verwendete ein Segment der ukrainischen Linken den Begriff „Antifaschismus“ in erster Linie als eine Möglichkeit der Selbstidentifikation. Zugleich machten auch rechtsextreme Aktivisten von diesem Ausdruck Gebrauch, um ihre linken Gegner zu bezeichnen. Bis 2010 war der Ausdruck „Antifaschismus“ hauptsächlich in der subkulturellen Sphäre des physischen und symbolischen Kampfes zwischen linken und rechten Aktivisten zu finden.

Als der Begriff „Antifaschismus“ im politischen Mainstreamdiskurs in der Ukraine angekommen war, wurde er sogleich massiv problematisiert. Das problematische Wesen dieses Begriffs hatte weniger damit zu tun, was Antifaschismus essenziell implizierte – nämlich die Opposition zum Faschismus –, sondern resultierte aus dem manipulativen Gebrauch des „Antifaschismus“ im postsowjetischen Raum im Allgemeinen und in der Ukraine im Speziellen.

Der manipulative Gebrauch des „Antifaschismus“ erfreute sich seit Wladimir Putins zweiter Amtszeit (2004-2008) besonderer

Prominenz. Im Zuge der „Orange Revolution“ in der Ukraine, als hunderttausende Ukrainer gegen den gefälschten „Wahlsieg“ des prorussischen Politikers Wiktor Janukowitsch bei den Präsidentschaftswahlen 2004 protestierten, diffamierten die mit Janukowitsch sympathisierenden Medien in der Ukraine und die Pro-Kreml-Medien in Russland die Anführer der proeuropäischen „orange“ Bewegung als „orange Faschisten“. Um die virtuelle Bedrohung einer „orange Revolution“ in Russland selbst abzuwehren, rief die Präsidentschaftsadministration eine „Demokratische Antifaschistische Jugendbewegung“ ins Leben, „Die Unseren“ („Naschi“). Das Image der Bewegung nahm Anleihen am Vermächtnis der Sowjetunion: Die dominierende Farbe ist Rot, und die Webseite wurde sogar in der .su-Domain registriert, die ursprünglich für die Sowjetunion vorgesehen war.

Diese Faktoren geben den Blick frei auf den manipulativen Gebrauch des Begriffspaares Faschismus und Antifaschismus in Russland. Da der Kreml dem geopolitischen Glauben anhängt, die souveränen postsowjetischen Staaten würden zur Einflussosphäre Russlands gehören, interpretiert Moskau die Bestrebungen

dieser Staaten, die russische Einflussosphäre zu verlassen, als antirussische Aktionen. Da der Kreml außerdem den politischen Kult des „Sieges im Großen Vaterländischen Krieg“ pflegt, wobei dieser Krieg gesehen wird als ein Kampf zwischen den Sowjets und den Faschisten und zudem in Fortsetzung der sowjetischen Tradition der Antikommunismus mit dem Anti-Sowjetismus gleichgesetzt wird, neigt Moskau dazu, das, was als anti-russische Ressentiments wahrgenommen wird, ebenfalls als faschistisch zu deklarieren. Daher impliziert der Begriff „Antifaschismus“ in seiner manipulativen Interpretation eine Opposition zu den geopolitischen Bedrohungen, die das Putin-Regime als solche wahrnimmt und mit denen es sich konfrontiert sieht.

In einer ähnlich verzerrten Interpretation fand der Begriff „Antifaschismus“ Eingang in den politischen Mainstreamdiskurs der Ukraine nach 2010. Diese Entwicklung wurde mit drei wichtigen Ereignissen in Verbindung gebracht. Erstens wurde Janukowitsch 2010 zum Präsidenten der Ukraine gewählt, implementierte eine prorussische Außenpolitik und begann damit, politische Gegner zu verfolgen. Zweitens gründete der russische Politiker und Geschäftsmann Boris Spiegel, der enge Verbindungen zum Kreml unterhielt, im selben Jahr in Kiew eine Organisation namens World Without Nazism (WWN). Drittens rief im Jahr 2011 Wadim Kolesnitschenko, ein wichtiger Verbündeter Janukowitschs, die Internationale Antifaschistische Front (IAF) ins Leben.

Beide Organisationen verfolgten offiziell das Ziel, gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und die Glorifizierung von Nazi-Verbrechen zu kämpfen, jedoch waren ihre eigentlichen Ziele andere. Die WWN brachte sich aktiv in die russische Außenpolitik ein und versuchte, die öffentliche Meinung in den früheren Sowjetrepubliken zu beeinflussen. Die IAF organisierte Proteste gegen die politische Opposition Janukowitschs. Ursprünglich attackierte die IAF die rechtsextreme Partei „Swoboda“, die Janukowitsch gegenüber kritisch eingestellt war, aber da sich „Swoboda“ mit der demokratischen Opposition verbündete, geriet letztere ebenfalls ins Fadenkreuz der IAF. Die Proteste

der „antifaschistischen“ Organisation gegen die gesamte politische Opposition zielten also darauf ab, diese als „faschistisch“ zu diskreditieren. Die IAF hatte diese Taktik von der russischen „Naschi“-Bewegung übernommen, die ebenfalls sämtliche Gegner Putins aus einer „antifaschistischen“ Position heraus angreift.

Die Aktivitäten der WWN und der IAF führten zu einem konzeptuellen Konflikt zwischen der ursprünglichen Definition des Antifaschismus als einem Kampf gegen den rechten Extremismus, wie er von der ukrainischen Linken geführt worden war, und der implizit manipulierten Interpretation, die darauf hinausläuft, dass Russland in der Ukraine seine eigenen Interessen verfolgt. Die ukrainische antiautoritäre linke Bewegung hatte nicht genug politische Kraft, um ihre eigene Interpretation des Begriffs „Antifaschismus“ zu verteidigen. Nachdem die prorussischen Medien die „Volksrepubliken“ in den von Separatisten kontrollierten Gebieten der Ostukraine als „antifaschistische Staaten“ bezeichneten, die gegen die „faschistische Junta in Kiew“ kämpften, geriet der Begriff „Antifaschismus“ vollends in Verruf. Inzwischen verwenden die ukrainischen linken Aktivisten den Begriff so gut wie gar nicht mehr im öffentlichen Diskurs und sprechen stattdessen lieber vom Kampf gegen Rassismus, Intoleranz und politischen Terror.

Aus dem Englischen von Mascha Dabić

ANTON SCHECHOWZOW

(geboren 1978 in Sewastopol) ist Doktorand am University College London und Herausgeber einer Buchserie im ibidem-Verlag (*Explorations of the Far Right*). Sein Spezialgebiet sind antidemokratische Politiken in Europa. Er war als Wissenschaftler in akademischen Institutionen in Österreich, Polen und Großbritannien tätig. Zu seinen jüngsten Publikationen zählen *Entwicklungsperspektiven der rechtsradikalen Kräfte in der Ukraine*, *Der Rechte Sektor. Zwischen Polittechnologie, Politik und Straßenkampf* und *Swoboda: Aufstieg und Fall einer Partei*.



Saša Ilić

DIE MECHANISCHEN LÖWEN DES ANTIFASCHISMUS

Hommage à Danilo Kiš

EUROPÄISCHER PROLOG

Lang und kompliziert ist die Geschichte der politischen Beziehungen zwischen Serbien und Russland, die von den serbischen Politikern häufig und von den russischen nur dann, wenn sie ihre dominierende Stellung auf dem Balkan bedroht sehen, auch als *Beziehungen zweier Brudervölker* bezeichnet werden. So war es auch im Jahr 2014, insbesondere in der zweiten Jahreshälfte, als die Beziehungen zwischen Russland und dem Rest der Welt gegen eine Mauer wie vor dem Kalten Krieg stießen. In einem solchen Klima organisierte die politische Elite in Belgrad am 16. Oktober eine Militärparade zu Ehren von Wladimir Wladimirowitsch Putin. Die serbische politische Elite hatte dabei zeitgleich einen Balanceakt zwischen der EU-Integration und dem *brüderlichen Verhältnis* zu Russland zu bewältigen. Im Rahmen der Militärparade wurde auch der siebzigste Jahrestag der Befreiung Belgrads gefeiert. Belgrad war

am 20. Oktober 1944 mit vereinten Kräften der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee und der Roten Armee befreit worden. Dieser „Datumfehler“ im Ausmaß von vier Tagen ist bemerkenswert und spricht Bände darüber, wie das heutige Serbien mit seinem antifaschistischem Erbe umgeht. Man könnte diesen Umgang als eine Fortsetzung der postjugoslawischen revisionistischen Vergangenheitsbewältigung interpretieren, aber auch als ein Echo größerer europäischer Tendenzen. Während in Belgrad die Militärparade abgehalten wurde, bewegte sich die Lage in der Ukraine auf eine erschreckende Bilanz zu. Die Ukraine-Krise, die nach dem Vorrücken der NATO in den Osten eskalierte, gipfelte in einer bis dato unvorstellbaren humanitären Katastrophe: Mehr als viertausend Menschen kamen bei Bombardierungen ums Leben, mehr als neuntausend Menschen wurden verwundet, und fast eine halbe Million Menschen mussten ihre Häuser verlassen. Außerdem wurde die Halbinsel Krim annektiert, per Moskauer Dekret ratifiziert am 21. März

desselben Jahres, seit dem Putins Russland die Krim als *eigenes Territorium* erachtet. Das offizielle Serbien entschied sich dafür, politisch zweigleisig zu fahren. Das bedeutet, Serbien setzt sich für einen EU-Beitritt ein, hält die europäischen Werte hoch und betont, dass es die Annexion der Krim nicht unterstützt, zugleich lehnt Serbien es aber ab, seine Außenpolitik mit Brüssel abzustimmen. Ganz im Gegenteil, Serbien unternahm den Versuch, aus dem Export landwirtschaftlicher Produkte nach Russland Gewinn zu machen, und hoffte, großen Profit aus dem Projekt South Stream zu schlagen, nachdem im November 2013 die ersten tonnenschweren Leitungen verlegt worden waren. Bei dieser Gelegenheit hatte der serbische Präsident Tomislav Nikolić voller Staunen über die russische Technologie verlaublich, der Bau dieser Gasleitung sei ein „Symbol des zivilisatorischen Fortschritts des Menschen auf dem Planeten Erde“.

DIE THEATERAUFFÜHRUNG IN KIEW

Als Danilo Kiš im Jahr 1976 *Ein Grabmahl für Boris Dawidowitsch* herausbrachte, hatte der Bund der Jugoslawischen Kommunisten bereits gründlich mit seinen demokratischen Strömungen abgerechnet, in erster Linie 1971 mit den liberalen Kadern im Bund der Kommunisten Kroatiens (Savka Dabčević Kučar) und 1972 im Bund der Kommunisten Serbiens (Latinka Perović, Marko Nikezić). Danach ging es mit der Partei politisch gesehen bergab, während im kulturellen Bereich nationalistische Ressentiments entfacht wurden, wobei die Repräsentanten des Nationalismus sich bis Mitte der achtziger Jahre selbst als die *legitimen Nachfolger Titos* betrachteten. In einem solchen gesellschaftspolitischen Klima wurde die Erzählung von Danilo Kiš über den revolutionären Terror in der UdSSR feindlich aufgenommen. Universitätsprofessoren und Mitglieder der Schriftstellervereinigung wurden rekrutiert, um eine Schmutzkübelkampagne gegen den Autor zu führen, bei der es scheinbar um Ästhetik und Metaphern ging, hinter der aber in Wirklichkeit nichts anderes steckte als eine brutale Manifestation der mutierten nationalistischen Ideologie. Die dritte Erzählung „Die mechanischen Löwen“ ist eine Montage von Fiktion und Dokumenten über den Besuch Édouard Herriots, französischer Politiker und Bürgermeister von Lyon, in der UdSSR, genauer gesagt in Kiew, am 21. November 1934. Heutzutage würde man sagen, dass Édouard Herriot in die Sowjetunion gereist war, um die Menschenrechtssituation in *Land der Bolschewiken* zu studieren. In erster Linie wollte er herausfinden, wie es um den Stellenwert der Kirche in der Gesellschaft stand. Damit der französische Politiker, der bereits einen wichtigen Beitrag zur Anerkennung der UdSSR geleistet hatte, zu keinem negativen Urteil über die Menschenrechtssituation kommen möge, wurde der Agent Tscheljustnikow vom Bezirkskomitee mit einer nicht alltäglichen Aufgabe betraut: Er sollte in der Sophienkathedrale aus dem 11. Jahrhundert, die nach der Oktoberrevolution zur Bierbrauerei *Spartak* umfunktioniert worden war, Messen veranstalten, wobei er selbst den Popen abgeben sollte. Es ging also um nichts anderes als darum, eine Theateraufführung für einen wissbegierigen westeuropäischen Politiker zu veranstalten.

TSCHELJUSTNIKOW IN BELGRAD

Das Ankunftsdatum von Wladimir Wladimirowitsch Putin in Belgrad wurde im Kalender der serbischen Politiker mit einem *roten Buchstaben* versehen. Der serbische Premier Aleksandar Vučić beauftragte seinen Verteidigungsminister Bratislav Gašić damit, eine Militärparade zu Ehren des russischen Präsidenten zu organisieren, die der heimischen Öffentlichkeit als eine Feierlichkeit anlässlich des siebzigsten Jahrestages der Befreiung Belgrads präsentiert werden sollte. Als Minister Gašić einwandte, dass die Daten nicht übereinstimmten, schlug der Premier mit der Faust auf den Glastisch und rief aus: „Putin kommt ja schließlich auch nicht jeden Tag! Ist das klar?!“ Minister Gašić, dessen bisherige Erfahrung als Organisator sich darin erschöpfte, dass er den Volleyballclub für Damen „Kruševac Santos“ bis zur ersten B-Liga geführt hatte, kratzte sich am Kopf und machte sich wortlos daran, den Auftrag zu erfüllen. Er erhielt vom Premier eine Akte mit den Anweisungen für die Vorbereitung der ganzen Veranstaltung. Minister Gašić telefonierte zunächst mit den anderen Regierungskollegen und schließlich auch mit dem Bürgermeister Belgrads, Siniša Mali. Von allen Gesprächspartnern verlangte er nur eines: Zusammenarbeit ohne Widerrede und Effizienz bei der Vorberei-



ung des Programms, für die nicht mehr als ein Dutzend Tage zur Verfügung standen. Die größte Schwierigkeit bestand darin, die *Symbole des Antifaschismus* zu reaktivieren, die in Serbien inzwischen so sehr verhasst waren, dass sogar der Verteidigungsminister selbst sich vor ihnen ekelte. Beim bloßen Gedanken an die Flagge mit dem fünfzackigen roten Stern, unter der die Partisanentruppen ins befreite Belgrad einmarschiert waren, spürte der Minister, wie sein Zwerchfell sich aufbäumte. Deshalb hatte er die Idee, bei der Militärparade, die ohnehin nicht am eigentlichen Tag des Jubiläums abgehalten würde, in der ersten Reihe kostümierte Soldaten mit Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg zu postieren. Der Premier sagte außerdem, man müsste aus Kostengründen ohnehin alle diese Jubiläen in einem Aufwasch abfeiern. Also ordnete er ein tägliches Exerzieren von Lastwagen, Kanonen und der verrosteten Kriegstechnologie an, und von Bürgermeister Mali verlangte er dringend eine Umbenennung von mindestens zwei Straßen in Belgrad, denn nach fünfzehn Jahren Demokratie und europäischer Werte trug keine einzige Straße in der Hauptstadt mehr den Namen eines Partisanenhelden, weder eines jugoslawischen noch eines sowjetischen. An ihrer statt wurden die Tschetnik-Kollaborateure aus dem Zweiten Weltkrieg zur einzigen authentischen antifaschistischen Strömung Serbiens erklärt. Etwas später hatte Minister Gašić einen weiteren Einfall und rief den Staatssekretär für Kultur Ristić an, der vor seiner Beschäftigung im Ministerium eine Karriere als Kranzniederleger an Soldatenfriedhöfen vorzuweisen hatte. Ohne sich vorzustellen wie Gašić Ristić an, so schnell wie möglich einen Regisseur und einen Autor ausfindig zu machen, die gemeinsam eine passende Theateraufführung für Wladimir Wladimirowitsch auf die Beine stellen könnten, ein Spektakel, das sich dem militärischen Defilee an der Mündung von Save und Donau als würdig erweisen sollte. Ristić sabberte in den Telefonhörer und versprach, sich Mühe zu geben.

REGEN UND KÜSSE

Trotz der weitverbreiteten Überzeugung, die russische Technologie könnte das Klima beeinflussen, war es wolkig und trüb am Morgen des sechzehnten Oktobers. Bald begann es zu regnen. Alle waren nervös und verärgert, außer dem Verteidigungsminister, der sich darüber freute, dass die heruntergekommene Militärszenerie größtenteils mit Schutzfolien bedeckt sein würde. Außerdem fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er erfuhr, dass Wladimir Wladimirowitsch sich nur sechs Stunden lang in Belgrad aufhalten würde. Das bedeutete, es würde keine unangenehmen Fragen geben, wie etwa letztes Mal, als Premier Vučić sich dafür rechtfertigen musste, dass die nach General Zhdanov und Marschall Tolbuchin benannten Straßen nicht mehr diese Namen trugen. Diesmal war es ihm gelungen, einige Tage vor der Parade beim Bürgermeister und seiner Sonderkommission für die Umbenennung von Straßen und Plätzen zwei neue Straßen herauszuschlagen: Die ehemalige Zagrebačka ulica (Zagreber Straße) erhielt den Namen Kočo Popović und die andere, etwas weiter weg vom Zentrum, den Namen des Generals Peko Dapčević, der tatsächlich die Partisanentruppen während der Operation Belgrad befehligte hatte. Als das militärische Defilee begann, öffnete sich der Himmel über Belgrad.

Es schüttete wie aus Kübeln. Obwohl Minister Gašić in der Nähe des Premiers Vučić und des russischen Präsidenten Wladimir Wladimirowitsch Putin stand, konnte er die beiden nicht gut sehen. Diese beiden holten ihre Regenschirme nicht heraus, also tat er es auch nicht, ebenso wenig wie die meisten anderen Regierungsmitglieder. An ihnen zogen im Regen Schatten auf Panzerfahrzeugen vorbei, während das versammelte Volk mit irgendwelchen Gegenständen herumschüttelte, die sich später als serbische und russische Fähnchen entpuppten. Der serbische Präsident Tomislav Nikolić äußerte in seiner Ansprache die Lüge, Serbien hätte niemals in seiner Geschichte Eroberungskriege geführt, und schaffte es darüber hinaus, keinen einzigen Partisanenanführer zu erwähnen, der nicht dem serbischen nationalen Korpus angehört hätte. Wladimir Wladimirowitsch konnte bereits erkennen, wann seine Gastgeber logen, und wurde immer missmutiger. Einmal musste er sogar ein Gähnen unterdrücken. Er wollte so schnell wie möglich diesen Ort verlassen und nach Mailand weiterfahren, wo er am Asien-Europa-Gipfeltreffen teilnehmen sollte. Am meisten fürchtete er sich vor einem weiteren Händedruck mit dem Präsidenten Nikolić, den er im Laufe des Tages neunmal begrüßen musste, wobei dieser ihn jedesmal unmäßig abküsste, mit jeweils drei feuchten Küssen. Insgesamt siebenundzwanzig Mal, rechnete Wladimir Wladimirowitsch in seinem Kopf.

EIN SCHRITT VORWÄRTS, ZWEI SCHRITTE ZURÜCK

Zum Leidwesen der Belgrader politischen und kulturellen Elite nahm an der Militärparade kein ranghoher europäischer Vertreter teil, während wiederum drei Tage später bei der großen Feierlichkeit im Sava-Zentrum Wladimir Wladimirowitsch Putin nicht mehr zugegen war. Der Regisseur Dragan Bjelogrić, ein ehemaliger Schauspieler, dessen einziger Berührungspunkt mit dem Antifaschismus sich darin erschöpfte, dass er als Kind in einem Film über die Rolle der Kinder im Zweiten Weltkrieg einen bombenwerfenden Buben gespielt hatte, führte Regie bei diesem Bühnenspektakel, das mit *standing ovations* bedacht wurde. Der Text stammte von Vladimir Kecmanović, einem Schriftsteller aus Sarajevo, der mit seinem Roman über den Krieg in Bosnien Furore gemacht hatte. Darin demonstrierte er seine Nähe zur Kriegspoetik des russischen Nationalisten Edo Limonov, der unter anderem dadurch bekannt wurde, dass er einige Salven auf Sarajevo abschoss. Dieses Künstlerduo erzählte auf der Bühne, dass „die Serben sich nicht gerne eine Kopfnuss verpassen lassen“ und daher gegenüber dem Fremden intolerant seien. Vladimir Kecmanović wollte auf jeden Fall Eindruck machen auf Wladimir Wladimirowitsch, der ihn mit seiner Haltung gegenüber dem Westen nachhaltig beeindruckt hatte. Seines Erachtens hatten er und der russische Präsident nicht nur den gleichen Vornamen, sondern auch die gleiche Weltanschauung, zu der folgende Haltungen zählten: Hass auf den Kommunismus, Verachtung des Schwächeren, Ekel vor der LGBT-Community, Islamophobie und insbesondere auch eine unerbittliche Ablehnung oppositioneller Schriftsteller wie etwa Mihail Schischkin oder Sreten Ugričić. Daher tat es ihm sehr weh in den Ohren, als der russische Präsident in seiner Ansprache bei der Parade namens

„Der Schritt des Siegers“ von einem Beitrag der UdSSR und Jugoslawiens im antifaschistischen Kampf sprach, nicht etwa Russlands und Serbiens. Einzig und allein das war es, was ihm sauer aufstieß. Alles andere war genau so, wie er es sich erträumt hatte. Majestätisch und seriös.

POST FESTUM

Am 20. Oktober wusste niemand mehr, was an diesem Tag vor siebzig Jahren passiert war. Nur der Verteidigungsminister war beim Premier vorgeladen, weil es ihm nicht eingefallen war, zumindest einer einzigen Belgrader Straße den Namen eines berühmten Rotarmisten zurückzugeben, weshalb Wladimir Wladimirowitsch beim Abschied zu Vučić gesagt hatte, dass er sich die Sache mit Southstream noch einmal überlegen würde. Minister Gašić bat um Verzeihung, dennoch fasste er sich am Ende ein Herz und bat um zwei freie Tage, um sich in einer Therme zu erholen. Es folgte eine Ohrfeige, so eine heiße, aus dem Ellbogen herausgeschossene, wie er sie seit seiner Kindheit nicht mehr bekommen hatte. Der Premier kühlte seine Hand an der Glasplatte seines Tisches und jammerte darüber, dass er von unfähigen Idioten umgeben sei, derentwegen er auch sonn- und feiertags arbeiten müsse. Und nachts auch. Um seinen Fehler auszubügeln, bat der Verteidigungsminister an diesem Tag um einen Termin in der russischen Botschaft in Belgrad. Er wurde vom russischen Botschafter Alexander Wassiljewitsch Tschepurin persönlich empfangen. Obwohl dieser sich nicht wirklich erklären konnte, warum Minister Gašić ihn mit seinem Besuch beehrte, führte er ihn zu dem Zimmer mit den Bildern von Wladimir Wladimirowitsch: Jagdszenen, Helikopter, Amphibien, Judo sowie Fotografien von seinen früheren Belgrad-Besuchen. Bevor er die Botschaft verließ, bat Gašić mit einem einschmeichelnden Lächeln darum, sich ins Besucherbuch eintragen zu dürfen. Als er die erste leere Seite aufgeschlagen hatte, dachte der Verteidigungsminister kurz nach und schrieb dann in gut leserlicher kyrillischer Schrift nieder: „Wir bewundern das Werk Wladimir Wladimirowitschs.“ Er unterschrieb mit vollem Vor- und Nachnamen und fügte zum Schluss seine Funktion hinzu. Beim Verlassen des Botschaftsgebäudes fühlte er sich vollkommen euphorisch. Allerdings sollte sein Glück nicht lange währen. Einen Monat später brachten alle wichtigen Medien der Welt die alarmierende Meldung, dass Wladimir Wladimirowitsch Putin das Projekt Southstream gestoppt hatte.

Aus dem Serbischen von
Mascha Dabić

SAŠA ILIĆ

geboren 1972 in Jagodina/Serbien. Er studierte an der Philosophischen Fakultät in Belgrad. Bisher veröffentlichte er Erzählbände und die beiden Romane *Berlinsko okno* (Berliner Fenster, 2005) und *Pad Kolumbije* (Der Fall der Raumfähre Columbia, 2010). Seine Texte wurden ins Französische und Deutsche übersetzt. Bis Ende 2013 war er einer der vier Herausgeber der kritischen serbischen Zeitung BETON. Gemeinsam mit Alida Bremer gründete er im Dezember 2013 BETON International.

Mykola Rjabtschuk

EINMAL NACH RECHTS DREHEN – UND RETOUR

1.

Vor einigen Jahren entdeckte ich mein Bild auf der Titelseite einer populären ukrainischen Wochenzeitung, in einer zusammengewürfelten Gruppe mit anderen ukrainischen Schriftstellern und bekannten Intellektuellen. Die Collage sollte die Hauptidee des Leitartikels illustrieren, der mit einem eloquenten Titel überschrieben war: „Die Meister unserer Niederlagen“ („Творці наших поразок“).

Durch die Collage fühlte ich mich sogar einigermaßen geehrt, denn wie darin meine bescheidene Tätigkeit in Zusammenarbeit oder gar im Rahmen einer Verschwörung mit einem Dutzend anderer Verräter gezeigt wurde, schien es, als hätten wir eigenhändig die Misere verursacht, in der unser Land sich zwei Jahrzehnte nach Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit wiedergefunden hatte. Die Ursachen für unsere Nöte lagen jedoch sicherlich viel tiefer und die Meister der ukrainischen Niederlagen waren definitiv zahlreicher, als diese ungeschickte Photoshop-Montage suggerierte.

Stammleser konnten möglicherweise sogar eine Parallele erkennen, denn das Bild basierte auf einer Photographie aus dem Jahr 1918, das die Anführer der kurzlebigen Ukrainischen Volksrepublik porträtiert hatte. Ihre Gesichter waren durch unsere ersetzt worden – nicht besonders geschickt, aber vielleicht war das ein beabsichtigter Effekt. Damit sollte eine Parallele gezogen werden zwischen den gutgläubigen, verdorbenen und inkompetenten Liberalen des frühen 20. Jahrhunderts und den heutigen Akteuren. Sie alle hätten die Möglichkeit verpasst, einen starken Nationalstaat aufzubauen und seine Unabhängigkeit zu sichern. Sie seien also nicht nur Loser, sondern auch dumm, ideologisch pervertiert und impotent und hätten ihrer Nation eine Niederlage zugefügt, indem sie Pazifismus, Toleranz und andere moralische Prinzipien predigten, in einer Welt, in der Mächtige regierten, der Gewinner alles bekomme und die Sieger die einzig gültige Version der Geschichte schrieben.

Mit einem Wort, sie alle seien nicht nur Liberale, sondern „Liberasten“ – ein Begriff, den die heutige ukrainische Rechte neben der ähnlichen Wortschöpfung „Tolerasten“ gerne verwendet, um den ideologischen Feind zu verunglimpfen.

2.

Im Jahr 1980 publizierte der amerikanische Wissenschaftler Alexander Motyl ein sehr scharfsinniges Buch über den ukrainischen Nationalismus der Zwischenkriegszeit – *The Turn to the Right*. Dieses Thema war weitgehend unbeachtet geblieben, da die Ukraine damals eine Nicht-Entität war und von den meisten Menschen gar nicht wahrgenommen wurde. Sie wurde damals als Teil von Großrussland betrachtet und gab für sich genommen kein Thema von besonderem Interesse ab.

Motyl legte dar, dass die ukrainisch-nationale Bewegung seit ihren Anfängen weitgehend proeuropäisch und demokratisch gewesen war, aus offensichtlichen Gründen. Die Westorientierung war der einzig gangbare Weg für die ukrainischen Anführer, ihr Land vom autokratischen und weitgehend anti-europäisch eingestellten Russland abzukoppeln; die Anführer der Ukraine mussten das symbolische Gewicht des imperialen Zentrums abwägen gegen eine noch stärkere Kraft eines alternativen Zentrums, das irgendwo außerhalb der Reichweite Russlands lokalisiert (oder lediglich imaginiert) wurde – in „Europa“.

Man könnte sagen, sie waren Westler und Demokraten aus Ermangelung anderer Möglichkeiten; die damalige geopolitische Lage bot ihnen keine andere Option.

Die Situation änderte sich jedoch nach dem Ersten Weltkrieg, aus einigen Gründen, die Motyl pauschal als „die Wende nach rechts“ bezeichnete. Zum einen hatten sich autoritäre Tendenzen in Europa breitgemacht, es fand eine Konsolidierung der Faschisten und der faschistischen Regime in zahlreichen Ländern statt, die liberale Demokratie in Europa befand sich auf dem Rückzug und war sicherlich nicht mehr die einzige Party in der Stadt. Die Alternativen – antiliberalen politische Modelle des kommunistischen oder faschistischen Typus – erfreuten sich zunehmender Beliebtheit.

Zum anderen projizierte die jüngere Generation der ukrainischen Nationalisten alle ihre Ressentiments angesichts der dramatischen Niederlage gegen Polen und Russland auf ihre Vorgänger – die liberalen und sozialistischen Anführer der Ukrainischen Volksrepublik (UNR). Die jungen Radikalen waren der Ansicht, ihre Feindbilder hätten den nationalen Befreiungskrieg nicht nur aufgrund der russischen und polnischen Übermacht verloren, sondern auch, weil die ukrainischen Bauern ein zu geringes Nationalbewusstsein hatten und daher zögerten, für eine nationale Sache, die sie kaum verstanden, in den Kampf zu ziehen. Der wichtigste Grund für die Niederlage der Ukrainischen Volksrepublik, so dachten die jungen Nationalisten, war in der idiotischen liberalen Gesinnung ihrer Anführer zu suchen – ihrer Unfähigkeit, rasch, rücksichtslos und entschlossen durchzugreifen, ohne Rücksicht auf das Recht und Verluste von Menschenleben auf beiden Seiten des Schlachtfelds. In wenigen Worten, es war ihnen nicht gelungen, so brutal und skrupellos vorzugehen wie ihre größten Rivalen, die Bolschewiken.

Dieses Argument entbehrte nicht einer gewissen Logik. Eine offene, liberaldemokratische Gesellschaft ist auf lange Sicht konkurrenzfähiger als eine geschlossene, totalitäre Diktatur. Allerdings tragen in einem kurzen militärischen Konflikt tendenziell die Totalitären den Sieg davon, weil sie besser mobilisieren können, entschlossener kämpfen und bereit sind, für ihre eigenen Ziele sämtliche geschriebenen und ungeschriebenen Regeln zu brechen. In dem klassischen Film „Arsenal“ von Oleksandr Dowschenko aus dem Jahr 1929 gibt es eine anschauliche Szene, in der ein Beamter der Ukrainischen Volksrepublik, ein Intellektueller der alten Schule mit runder Brille, den Versuch unternimmt, einen bolschewistischen Saboteur zu exekutieren, es aber nicht über sich bringen kann, ihm ins Gesicht zu schießen, und ihn daher auffordert, sich mit dem Gesicht zur Wand zu drehen. Der Bolschewik spürt die Schwäche des Intellektuellen und weigert sich hartnäckig, ihm den Rücken zuzudrehen. „Schieß mir ins Gesicht!“, verlangt er, und da sein potenzieller Exekutor noch immer zögert, geht der Bolschewik auf ihn zu, nimmt ihm die Pistole aus der Hand und sagt verächtlich: „So ist es also, du kannst nicht? Ich aber schon!“ Er tötet seinen Gegenspieler, ohne Reue, ohne zu zögern und ohne einen einzigen Gedanken an den absoluten Wert des menschlichen Lebens zu verschwenden.

Das Europa der dreißiger Jahre im zwanzigsten Jahrhundert lieferte eine Bestätigung für die befremdliche Effizienz der bolschewistischen Politik. Die ukrainischen „integrativen Nationalisten“ entdeckten die faschistische Ideologie als eine brauchbare Alternative zu der kommunistischen Bedrohung einerseits und zu der liberalen Dekadenz andererseits. Im Übrigen folgten sie darin dem Beispiel ihrer britischen, französischen, spanischen, niederländischen Pendanten, ganz zu schweigen von den osteuropäischen. Einige von ihnen hingen einem naziarartigen Rassismus an, aber in den meisten Fällen rangierte in ihrem Nationsbegriff die Loyalität höher als das Blut. Ihre Nation war

staatenlos, und dadurch waren die Nationalisten stärker an der nationalen Unabhängigkeit interessiert als an der ethnischen „Reinheit“; sie waren ideologisch exklusiv, nicht jedoch ethnisch. Als reine Opportunisten waren sie bereit, mit jedem zu kooperieren, der ihnen eine Chance auf einen eigenen Nationalstaat gab. In den zwanziger Jahren traten viele den Bolschewiken bei, die damals eine Politik der „Domestizierung“ der quasi-souveränen „Ukrainischen Sowjetischen Republik“ verfolgten. In den dreißiger Jahren endete diese Politik mit einem Blutbad an der Intelligenzija und einer Massenvernichtung der Bauern durch eine herbeigeführte Hungersnot, und die Nationalisten richteten ihren Blick nach Westen, auf der Suche nach einem Verbündeten, der ihnen helfen würde, ihren Traum von der Eigenstaatlichkeit zu erfüllen.

Bedauerlicherweise war Deutschland der einzige Staat, der bereit und fähig war, den Status quo der Nachkriegszeit zu kippen und die Grenzen in Europa einer Revision zu unterziehen. Die Westukrainer, die sich von Polen okkupiert fühlten, setzten auf den Feind ihres Feindes – und verloren zweimal. In erster Linie deshalb, weil die Deutschen nicht daran interessiert waren, der Ukraine zur Souveränität zu verhelfen, nicht einmal zum Schein, wie es mit der Slowakei und Kroatien der Fall war. Sobald die Ukrainer nach dem Rückzug der Sowjets im Juni 1941 in Lwiw ihre staatliche Unabhängigkeit verkündet hatten, verhafteten die Nazis alle ihre Anführer, einschließlich Stepan Bandera, und verfrachteten sie in ein Konzentrationslager.

Und zweitens: Um dieser Verletzung eine zusätzliche Kränkung hinzuzufügen, führten die Repressionen und Exekutionen durch die Nazis, denen Banderas Nationalisten ausgesetzt waren, nicht dazu, dass ihr Ruf wiederhergestellt wurde. Die Sowjets waren die Sieger und ihre Version der Geschichte wurde als eine allgemeingültige Weisheit, wenn nicht sogar als eine wissenschaftliche Wahrheit fest etabliert. Banderas Nationalisten, die seit 1941 sowohl gegen die Sowjets als auch gegen die Nazis gekämpft hatten, wurden als Nazi-Kollaborateure dämonisiert, als blutrünstige Mörder und Kriegsverbrecher (obwohl kein internationaler Gerichtshof einen entsprechenden Beweis erbracht hatte). Der Name „Bandera“ wurde im sowjetischen Neusprech zu einer Sammelbezeichnung für alle diese fürchterlichen Dinge, für die schlimmste und ultimative Form eines „ukrainischen bourgeoisen Nationalisten“ – dieses Etikett verpassten die Sowjets allen Ukrainern, die danach trachteten, der offiziellen Russifizierung zum Trotz ihr nationales Selbstbewusstsein zu bewahren (vergleichbar dazu wurde der Begriff „Zionist“ mit ähnlichen halb-kriminellen Konnotationen mit jedem in Verbindung gebracht, der eine unter Verdacht gestellte jüdische Identität zu bewahren versuchte).

Der Begriff „Nationalist“ wurde in einem solchen Ausmaß diskreditiert, dass selbst in der unabhängigen Ukraine bei landesweiten Umfragen nur wenige der Befragten bereit waren, sich mit der „nationalistischen“ Ideologie zu identifizieren oder für einen Kandidaten zu stimmen, der sich selbst als „Nationalist“ begriff. Ebenso scheiterten sämtliche Versuche von Emigranten, die Organisation der Ukrainischen Nationalisten aus der Vorkriegszeit wiederzubeleben oder Banderas Tradition des „integrativen Nationalismus“ im Rahmen einer Nachfolgeorganisation fortzusetzen. Alle diese alt-neuen Organisationen blieben marginal und wurden anscheinend weniger von ihren Sponsoren aus Übersee manipuliert als vielmehr von den ukrainischen und/oder russischen Sicherheitsdiensten.

Auf der anderen Seite bleiben zwei Fragen dennoch ungeklärt und warten darauf, beantwortet zu werden. Erstens: Warum und wie lässt sich die niedrige Popularität von Banderas integrativer nationalistischer Ideologie in der heutigen Ukraine vereinbaren mit der relativ hohen Popularität seiner Bewegung von Widerstandskämpfern und seiner eigenen Person (zumindest im westlichen Teil des Landes)? Und zweitens: Warum und wie konnte im Jahr 2010 zwei Jahrzehnte nach Erlangung der Unabhängigkeit die starke nationalistische Partei „Swoboda“ („Freiheit“) vom politischen Rand kommend ganz plötzlich Mehrheiten (bis zu 40 Prozent) in einigen regionalen Parlamenten erringen und beeindruckende 10 Prozent bei den Parlamentswahlen 2012 auf sich vereinigen?

3.

Die zweite Frage ist vermutlich leichter zu beantworten, da wir uns an die nationalistischen Ressentiments der dreißiger Jahre erin-

nern – als eine Reaktion auf das Scheitern der ukrainischen nationalen Revolution 1917-1921 (und zum Teil auf das desaströse Ende der „nationalen Wiedergeburt“ unter der Aufsicht der Kommunisten in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts). Gewissermaßen fand der berühmte Ausspruch von Walter Benjamin darin seine Bestätigung, wonach jeder Aufstieg des Faschismus von einer gescheiterten Revolution zeugt. Die extrem rechte Partei „Swoboda“ konnte erst reüssieren, nachdem die liberalen Mitte-Rechts- und Mitte-Links-Parteien durch interne Kämpfe das Vertrauen der Wähler verspielt hatten und außerdem daran gescheitert waren, ihre Versprechen im Zusammenhang mit der spektakulären – friedlichen, liberaldemokratischen und pro-europäischen – Orange Revolution einzulösen.

Die gescheiterte Revolution ebnete den Weg nicht nur für „Swoboda“, sondern auch für die altmodischen totalitären Kommunisten, die ihre Wahlergebnisse verdreifachen konnten (von 5 Prozent im Jahr 2007 auf 15 Prozent im Jahr 2012) und für die postkommunistisch-oligarchische Partei der Regionen – ein mafioses Netzwerk von Schutzpatronen, das seine Klientel bedient und noch im Jahr 2004 zu Recht als eine der größten Bedrohungen für die Souveränität, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und europäische Integration der Ukraine betrachtet worden war. Nachdem der Kandidat dieser Partei, der berühmt-berüchtigte Wiktor Janukowitsch im Jahr 2010 die Präsidentenwahlen gewonnen hatte, avancierte „Swoboda“ für viele zur letzten Hoffnung; die einzigen harten Burtschen, die dem Druck der politischen Gangster, die den Staat in Geiselnhaft genommen hatten und nunmehr zum Ausverkauf feilboten, zu widerstehen vermochten.

Das war der wichtigste, aber vermutlich nicht der einzige Grund für den Erfolg von „Swoboda“. Einige Analysten weisen auf die ungewöhnlich starke Präsenz von „Swoboda“ im ukrainischen Fernsehen hin, das damals unter totaler Kontrolle präsidienfreundlicher Oligarchen stand. Außerdem war der Wahlkampf der „Swoboda“ ebenfalls außerordentlich gut finanziert – höchst verdächtig für eine Partei, die bei den Wahlen nie mehr als ein Prozent der Stimmen erringen konnte. Experten vermuten, dass staatliche Institutionen und regierungstreue Oligarchen „Swoboda“ verdeckt unterstützten und dabei zwei Ziele verfolgten. Zum einen wollten sie dadurch ihre wichtigsten Rivalen schwächen – die Liberalnationalisten, die ihre regionalen Bollwerke an die Radikalen verlieren sollten. Außerdem sollte ein Schreckgespenst („nationalistische Taliban“) für den Medienkonumenten im In- und Ausland an die Wand gemalt werden. Und zweitens haben Janukowitschs Leute möglicherweise geplant, den wenig charismatischen Anführer der „Swoboda“ in die zweite Runde einer eventuellen Präsidentschaftswahl zu schubsen, da sie ihn für den einzigen Kandidaten hielten, den Janukowitsch leicht hätte schlagen können.

Was immer die Gründe gewesen sein mögen, die Entwicklungen des Jahres 2014 haben klar gezeigt, dass das Schreckgespenst des ukrainischen „faschistischen“ Nationalismus stark übertrieben war – sowohl durch das Janukowitsch-Regime, das diese Geschichte als Teil einer großangelegten politischen Manipulation benutzte, als auch durch den Kreml, der ebenfalls beharrlich mitgeholfen hatte, diesen Mythos zu kreieren (seit 2005 systematisch), und schlussendlich davon profitiert hatte, vor allem nach dem Euromaidan, als der Kreml und die Pro-Kreml-Medien international herausposaunt hatten, dass es sich beim Sturz von Janukowitschs Kleptokratie um einen „faschistischen Umsturz“ gehandelt hätte. Heute, da ein nichterklärter russisch-ukrainischer Krieg tobt, wird diese Sprache, wie Matthew Kupfer und Thomas de Waal treffend anmerken, verwendet, „um den russisch-ukrainischen Konflikt als eine Neuauflage der ideologischen Teilung des Zweiten Weltkriegs darzustellen, wobei Russland als ‚antifaschistisch‘ und die Ukraine als ‚profaschistisch‘ etikettiert werden. Diese Bezeichnungen sind Waffen in einem rhetorischen Konflikt, der die Bodenkämpfe zusätzlich anheizt ... Diese Begriffe sind das Ergebnis eines fast siebzig Jahre andauernden Prozesses, im Zuge dessen ein Konzept in eine politisierte Anschuldigung mit allgemeiner Anwendung umgewandelt wurde.“

Im scharfen Kontrast zu dieser propagandistischen Rhetorik kamen die Kandidaten von „Swoboda“ und dem „Rechten Sektor“ (eine weitere angeblich rechtsextreme Gruppierung) im Mai 2014 bei den Präsidentschaftswahlen auf etwas weniger als zwei Prozent, und im Oktober desselben Jahres kam keine der beiden Parteien über die nötigen 5 Prozent, um den Einzug ins Parlament zu schaffen. Das zeugt

nicht nur von der Enttäuschung der Wähler über die Abgeordneten der „Swoboda“ – sie sind größtenteils inkompetent, arrogant und ziemlich korrupt. Im Unterschied zu „Swoboda“ handelt es sich beim „Rechten Sektor“ um eine neuere Partei, die weitgehend frei war von alten Sünden. Aber offenbar war ihre politische *Staatsräson* in den Augen der Menschen verschwunden, zusammen mit Janukowitsch und seiner „Partei der Regionen“, die als das politische Gegengewicht zu den Nationalisten wahrgenommen wurde sowie als Subjekt des nötigen Ausgleichs. Paradoxiere Weise gaben die Ukrainer im Kriegszustand ihre Stimme nicht den Radikalen, sondern stimmten überwiegend für moderate Parteien aus der Mitte, die zwar bereit waren, sich der russischen Aggression entschlossen entgegenzustellen, die jedoch auf der innenpolitischen Ebene eine versöhnliche Haltung im Hinblick auf Spaltungen und mögliche Widersprüche einnahmen.

4.

Da wir nun die zweite Frage beantwortet haben – bezüglich der wahrscheinlichsten Gründe für den Aufstieg und Fall der Radikalen – können wir uns nun der ersten Frage zuwenden, nämlich warum sich in einem offenbar nicht nationalistischen Land nationalistische Anführer, ihre Bewegung und ihre Symbolik paradoxerweise einer relativ großen Beliebtheit erfreuen. Eine breite Debatte zu diesem Thema kam im Jahr 2010 auf, kurz nachdem der in den Präsidentschaftswahlen unterlegene Wiktor Juschtschenko mit einer dubiosen Abschiedsgeste aufforchen ließ: Er verlieh Stepan Bandera postum die höchste nationale Auszeichnung und machte ihn zum „Helden der Ukraine“.

Dies rief eine scharfe Reaktion aus Moskau hervor, denn schon seit Jahren hatte Moskau Wiktor Juschtschenko und seine Regierung als „Faschisten“ im Stil von Bandera bezeichnet. Auch Wiktor Janukowitsch und seine „Partei der Regionen“, die mit Moskaus „antifaschistischen“ Kampagnen eng zusammengearbeitet und die Dienste von Moskaus Spindoktoren in Anspruch genommen hatten, verurteilten die postume Ehrung Banderas. Unerwarteter Widerspruch kam jedoch aus der europäischen Ecke, als die Polen, Juschtschenkos langjährige Verbündete, eine Resolution des Europäischen Parlaments initiierten, in der sie seine Entscheidung „zutiefst missbilligten“ und die neue ukrainische Führung (also den neu gewählten Präsidenten Wiktor Janukowitsch) dazu aufriefen, diese ungünstige Entscheidung zu überdenken, angesichts dessen, dass die Ukraine sich den europäischen Werten verschrieben habe.

Man möchte in lautes Lachen ausbrechen ob dieser naiven Idee, die ehrenwerte Aufgabe der Bewahrung von „europäischen Werten“ ausgerechnet Wiktor Janukowitsch anzuvertrauen. Was in der Resolution jedoch für mehr Verwirrung sorgte, war der Hinweis auf Banderas „Kollaboration mit dem Nazi-Regime“. Diese Aussage bezog sich vermutlich auf die Zeit vor 1941, also vor Sachsenhausen, als Banderas Organisation der Ukrainischen Nationalisten (OUN) im Untergrund operierte und in unterschiedlichen Ecken Europas auf der Suche nach Unterstützern für ihre Sache war. Synchron betrachtet unterschied sich seine „Kollaboration mit dem Nazi-Regime“ nicht wesentlich von den damaligen Bestrebungen

der meisten anderen europäischen Staatsmänner, die nicht nur Verhandlungen mit Hitler führten, sondern auch einige dubiose Verträge abschlossen, darunter das „zukunftsweisende Abkommen über den immerwährenden Frieden und Freundschaft“ zwischen Deutschland und der Sowjetunion aus dem Jahr 1939.

Die Mitglieder des Europäischen Parlaments hatten wohl kaum jemals etwas über Bandera und dieses ganze Zeug gehört. Sie verließen sich vollkommen auf die Polen, die wiederum einen guten Grund hatten, Bandera in etwa so zu sehen, wie Israel Yassir Arafat sieht, da die polnisch-ukrainischen Beziehungen in der Westukraine nach dem Ersten Weltkrieg eine starke Ähnlichkeit zu den jüdisch-arabischen Beziehungen in Palästina nach dem Zweiten Weltkrieg aufwiesen.

Eines muss man den ukrainischen Intellektuellen lassen: Sie verurteilten einstimmig Juschtschenkos Geste als eine unverantwortliche politische Provokation, die in erster Linie Moskau in die Hände spielte. Zugleich kritisierten die Intellektuellen die Abgeordneten des Europäischen Parlaments für ihre unpräzise Wortwahl und noch mehr dafür, dass sie ebenfalls Moskau in die Hände spielten, indem sie hochkomplexe Themen ohne das nötige faktische und kontextuelle Wissen abhandelten. Die Spaltung zwischen den europäischen und den ukrainischen Intellektuellen bezog sich weniger auf den „Text“ als vielmehr auf den Kontext; weniger auf die Essenz von Banderas Ideologie, die bedauerlich und altmodisch ist, sondern vielmehr auf den antikolonialen Charakter seiner Bewegung und sein Ziel, eine nationale Befreiung herbeizuführen – diese Themen sind noch heute für viele Ukrainer aktuell und von großer Bedeutung.

Erstaunlicherweise ist es nicht die terroristische Aktivität der OUN gegen die polnische Vorkriegsregierung, die heutzutage in der Ukraine glorifiziert wird, sondern es ist in erster Linie der antisowjetische Widerstand der OUN-orientierten Ukrainischen Partisanenarmee (UPA). Aleksandr Motyl, der ein wichtiger Fachmann auf diesem Gebiet ist, hat diese Besonderheit sehr schön herausgearbeitet:

„Die heutigen Ukrainer, für die Bandera ein Held ist, glorifizieren den Widerstand seiner Bewegung gegen die Sowjetunion 1939-1955. Niemand betrachtet den Kampf gegen die Polen und die Juden als löblich, aber für die Allernachsten ist dieser Kampf zentral im Hinblick auf das, wofür Bandera und seine Nationalisten stehen: eine Ablehnung von allem Sowjetischen, eine Zurückweisung anti-ukrainischer Verleumdungen und eine bedingungslose Hingabe an die Unabhängigkeit der Ukraine. Bandera und die Nationalisten gelten auch als ein Kontrapunkt zu den korrupten, inkompetenten und bestechlichen ukrainischen Eliten, die in den letzten zwanzig Jahren Misswirtschaft in der Ukraine betrieben haben. Selbstverständlich ist diese populäre Lesart der ukrainischen Geschichte einseitig, und in einer vollständigen Aufrechnung müssten sowohl die guten als auch die schlechten Dinge, die auf das Konto von Bandera und den Nationalisten gehen, Berücksichtigung finden. Aber einseitige historische Lesarten sind nichts Ungewöhnliches, schon gar nicht in einer unsicheren Nation, die darum kämpft, ihre neugewonnene Unabhängigkeit zu bewahren“ (http://www.cicerofoundation.org/lectures/Alexander_J_Motyl_Ukraine_Europe_and_Bandera.pdf).

Der letzte Punkt ist von besonderer Bedeutung. Er impliziert, dass die Ukraine nicht einfach eine „normale“ Nation war, mit einer festen Identität und einer gesicherten Staatlichkeit, die sich zwischen Autoritarismus und Demokratie entscheiden musste, also zwischen der krypto-faschistischen Ideologie der OUN und den liberaldemokratischen Werten der heutigen Europäischen Union. Die Realität war eine andere, denn die eigentliche Wahl war in der damaligen Zeit nicht eine zwischen Gut und Böse, sondern zwischen unterschiedlichen Arten des Bösen. Daher ist es nicht der politisch-ideologische Aspekt von Banderas Vermächtnis, der ihm noch heute Relevanz verschafft, sondern es ist eher ein ethischer Aspekt, wenn dieser auch stark idealisiert sein mag – nämlich Patriotismus, nationale Solidarität, Selbstaufopferung und idealistisches Festhalten an gemeinsamen Zielen und Werten.

Genau dieser Teil von Banderas Vermächtnis – und damit der OUN/UPA – war in erster Linie ins Fadenkreuz der Sowjets geraten, wie Alexander Motyl beobachtet: „Die sowjetische Propaganda dämonisierte stets die Nationalisten, jedoch nicht unbedingt wegen ihrer Menschenrechtsverletzungen – schließlich und endlich, warum sollten ausgerechnet die Sowjets Wert legen auf die Wahrung von Menschenrechten, wo sie doch selbst den Gulag erfunden hatten? Nein, die Dämonisierung der Nationalisten ging vielmehr auf deren Opposition gegen die stalinistische Herrschaft zurück ... Die nationalistische Widerstandsbewegung der Nachkriegszeit genoss breite Unterstützung unter der ukrainischen Bevölkerung in der Westukraine, gerade weil sie für eine Opposition gegen den Stalinismus stand und die Sache der nationalen Befreiung symbolisierte. [...] Durch die sowjetische Dämonisierung entstand ein Bild der Nationalisten als wilde Halbsabschneider ohne jegliches politisches oder ideologisches Programm außer Töten und Zerstören. In erster Linie setzte sich dieses Bild in den stark sowjetisierten Teilen der östlichen und südlichen Ukraine durch, die als Bollwerke der Kommunistischen Partei gegolten hatten. Russen und Russischsprachige griffen die offiziellen Schlagworte auf und beleidigten häufig die nationalbewussten Ukrainer, die es wagten, ihre eigene Sprache zu sprechen, indem sie sie als „Banderas“ bezeichneten. Was die russischen Chauvinisten als einen Begriff der Schanden prägen wollten – Bandera –, wurde zu einem Ehrenbegriff umgemünzt, vergleichbar mit der Art und Weise, wie Afroamerikaner sich das ‚N-Word‘ angeeignet hatten ...“

5.

Die ganze Geschichte nahm im Zuge des Euromaidan eine unerwartete Wendung, als der seltsame Begriff „Jüdische Banderiten“ durch die russische Propaganda geprägt wurde, nachdem es den Propagandisten nicht gelungen war, die Demonstranten auf dem Maidan als einen Haufen renitenter Pogromhitzer und rabiaten Antisemiten zu diffamieren. Die schwarze Legende scheiterte hauptsächlich daran, dass die ukrainische jüdische Gemeinde sich eindeutig auf die Seite der Demonstranten stellte und die Verleumdung sowohl mit Worten als auch mit Taten verurteilte. Also wurde eine gegenteilige Legende erfunden – die über eine Verschwörung zwischen ukrainischen „Faschisten“ und jüdischen Oligarchen, wobei die ersteren als „Banderiten“ und die letzteren als „jüdische Banderiten“ verunglimpft wurden.

Die Begriffe, die als Beschimpfungen gemeint waren, wurden jedoch nicht abgelehnt, sondern auf eine humoristische Weise übernommen. Etwa trat der jüdisch-ukrainische Oligarch Ihor Kolomojskyj in einem T-Shirt mit der Aufschrift „Zhydo-banderovets“ („Jüdischer Banderit“) und dem ukrainischen Wappen (einem Dreizack), stilisiert zu einer Menora, auf.

Der prominente jüdisch-ukrainische Künstler Alexander Roytburd kam in den ersten Tagen der Maidan-Protteste aus Odessa nach Kiew, um an den Demonstrationen teilzunehmen, und erklärte auf eine ähnlich humorvolle Weise, was er vom angeblichen Antisemitismus auf dem Maidan hielt: „Ich werde häufig gefragt, welche spezifisch jüdischen Gefühle ich in Bezug auf den Maidan habe. Ich habe keine spezifisch jüdischen Gefühle dazu. Natürlich fühle ich mich auf dem Maidan als Jude – genauso wie ich mich als Jude fühle an einem Hawaii-Strand, auf dem Roten Platz oder im Metropolitan Museum. Aber ich fühle mich nicht besonders bedroht dort aufgrund der Tatsache, dass ich jüdisch bin. Einige professionelle Juden haben versucht, in den internationalen Medien eine Kampagne über den ‚Antisemitismus auf dem Maidan‘ zu starten. Meine Meinung als Insider dazu: Es gibt auf dem Maidan keinen Antisemitismus. Selbstverständlich gibt es dort einige

Antisemiten. Aber die gibt es überall, am Hawaii-Strand ebenso wie auf dem Roten Platz oder im Metropolitan Museum ... Man findet Antisemiten auch beim Dritten Klavierkonzert von Rachmaninow in der Philharmonie. Aber dorthin kommen sie nicht, um die jüdischen Geiger zusammenzuschlagen, sondern um Musik zu hören“ (<http://life.pravda.com.ua/person/2014/02/14/152414/>).

So humoristisch diese Betrachtung auch sein mag, sie greift ein ernsthaftes Problem auf: Wie weit und wie lange kann eine liberal-demokratische Gemeinde friedlich mit fundamental unliberalen oder sogar antiliberalen Gruppierungen von Rechtsaußen oder Linksaußen koexistieren oder sogar kooperieren? Der gemeinsame Feind – etwa eine ausländische Invasion oder eine Diktatur im eigenen Land – mag dafür sorgen, dass eine solche (limitierte) Kooperation mit Nachsicht bedacht wird, wie viele Widerstandsbewegungen in Europa unter der Nazi-Besatzung rasch herausgefunden haben.

Letzten Winter verlief die Front auf dem Maidan in etwa so, wie sie heute im Donbass verläuft. In beiden Fällen sorgte der Ansturm der „Faschisten“ von außen dafür, dass es wenig sinnvoll war, sich auf die Suche nach den „Faschisten“ in den eigenen Reihen zu machen. Zumal die „Faschisten“ von außen viel zahlreicher und besser bewaffnet sind und außerdem fest institutionalisiert in einer jahrhundertelangen Tradition von staatlich gesponsertem Chauvinismus, Hurra-Patriotismus und aggressivem Imperialismus. Zwanzig Jahre lang lachten wir über politische Clowns wie Schirinowksy – bis seine aberwitzigen Aussagen irgendwann Putins Realität wurden. Zwanzig Jahre lang sahen wir in einigen russischen Intellektuellen nichts anderes als harmlose Eigenbrötler – bis wir entdeckten, dass sie bloß Putins Unbewusstes artikulierten. Heute können wir kaum mehr lachen, wenn wir die Aussagen von Alexander Dugin lesen, einem faschistischen Philosophen und langjährigen Professor an der Moskauer Staatlichen Universität, der ein radikales Rezept für die Lösung des laufenden russisch-ukrainischen Konflikts parat hat: „Wir sollten die Ukraine von Idioten säubern. Ein Genozid an den Kretins ist fällig und unumgänglich ... Ich kann nicht glauben, dass es sich bei solchen Idioten um Ukrainer handelt. Die Ukrainer sind ein wunderbares slawisches Volk. Das aber ist eine Rasse von Bastarden, die aus Kanalschächten herausgekrochen ist“ (<https://pbs.twimg.com/media/Bv0ImZyIAAASEX6.png>).

Wenn wir den Vorstellungen Dugins (oder Putins) von den Ukrainern als einem „wunderbaren slawischen Volk“ nicht entsprechen, können wir vom Antlitz der Erde getilgt werden – ganz gleich, ob wir Liberale oder Konservative sind, rechts außen oder links außen – schlicht und ergreifend deshalb, weil wir alle den falschen Typus des Ukrainers repräsentieren, anders als der Typus, den die russische imperiale Imagination sich in den letzten drei Jahrhunderten zurechtgelegt hat.

Die banale und sehr traurige Wahrheit lautet, dass unter dem Beschuss von Scharfschützen oder Granaten die politischen Ansichten der Kämpfer ebenso irrelevant werden wie ihr künstlerischer Geschmack oder ihre sexuelle Orientierung. Zur richtigen Zeit und am richtigen Ort sollte es jedoch unbedingt zu einer Begegnung kommen – wie es etwa bei den letzten Präsidentschafts- und Parlamentswahlen der Fall war, wenn auch nur für kurze Zeit.

Als unverbesserlicher „Liberast“ glaube ich daran, dass wir eine solche Gelegenheit bekommen werden – noch einmal und diesmal für einen längeren Zeitraum –, um über die Meister unserer Siege und unserer Niederlagen zu diskutieren, allerdings in einem akademischen und nicht in einem militärischen Rahmen.

Aus dem Englischen von Mascha Dabić



MYKOLA RJABTSCHUK ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politische und Nationalitätenstudien an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften und Präsident des ukrainischen PEN-Zentrums. Seine Bücher und Artikel wurden in zahlreiche europäische Sprachen übersetzt, darunter auch ins Französische (*De la «Petite-Russie» à l'Ukraine*, 2003), ins Deutsche (*Die reale und die imaginierte Ukraine*, 2006) und ins Englische (*Gleichschaltung. Authoritarian Consolidation in Ukraine 2010-2012*, 2012). Seine akademischen Interessen betreffen Probleme der Zivilgesellschaft, Staats- und Nationenbildung, Nationalismus und postkommunistische Transformation in postsowjetischen Staaten.

Zvonko Maković

DENKMALPLASTIK AUF DEM GEBIET JUGOSLAWIENS (1945-1991): PARADIGMA EINER ZEIT



„Die Befreiung der Stadt Skopje“ – Bildhauer Ivan Mirković, 1955

In Jugoslawien richtete sich nach 1945 die Aufmerksamkeit aller Bereiche auf die unmittelbare Vergangenheit, den Befreiungskrieg, der als Kampf gegen die Besatzer und ihre Verbündeten gedeutet wurde, aber auch als kommunistische Revolution, die einem ideologischen Projekt ein Ende gesetzt und ein neues installiert hatte, das insgesamt der absoluten Herrschaft der Kommunistischen Partei mit Josip Broz Tito an der Spitze unterstand. Der Aufbau dieses strengen Systems erfolgte auf allen Ebenen, so auch in Kunst und Kultur. Hier war man bemüht, sämtliche Formen früherer Praktiken radikal auszulöschen und neue zu schaffen, die sich durch Eindeutigkeit und Überzeugungskraft auszeichneten. Zweifellos waren sowohl Lesbarkeit wie auch Überzeugungskraft von jenen ideologischen Mustern geprägt, die von der Partei diktiert wurden. Als besonders wirksames Medium, mit dem sich die vorgeschriebenen Aufgaben einfach durchsetzen ließen, erwies sich die Denkmalplastik. Diese Art künstlerischer Produktion war äußerst zweckmäßig für die Vermittlung ideologisch gefärbter Botschaften und besaß zudem große suggestive Kraft. Mit anderen Worten: man

konnte die Denkmalplastik der Nachkriegszeit als Erweiterung der Ideologie, der Politik und der herrschenden Klasse selbst verstehen.

Eine triumphalistische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus, die Betonung der siegbringenden Rolle der Armee und schließlich die Heroisierung des Individuums mit einem klar erkennbaren ideologischen Code waren besonders weit verbreitete Grundelemente in den Erinnerungsnarrativen der Sowjetunion und der in ihrem Einflussbereich stehenden sozialistischen Ostblockländer. Daher ist es nicht ungewöhnlich, dass einer der frühesten Denkmalkomplexe auch auf dem Gebiet Jugoslawiens nach 1945 gerade der Roten Armee gewidmet ist. Es handelt sich um das *Dankbarkeitsdenkmal für die Rote Armee* (1945-1947) des Bildhauers Antun Augustinčić, das auf der Hochebene Gradac über der Donau und neben dem Dorf Batina in der Baranja (Kroatien) errichtet wurde. Das Denkmal stellt die Schlacht bei Batina dar, in der im November 1944 Einheiten der Jugoslawischen Volksbefreiungsarmee mit einer großen Übermacht sowjetischer Soldaten Einheiten der Wehrmacht und ihrer Verbündeten besiegten. Die Schlacht war stra-

tegisch von außergewöhnlicher Bedeutung, weil die rechte Seite der Donau befreit werden musste, damit die Rote Armee Richtung Ungarn vorrücken konnte, während die Deutschen darum bemüht waren, den Korridor beim Rückzug ihrer Einheiten durch Kroatien und Slowenien nach Österreich zu halten. In der Schlacht starben 1279 Soldaten. Die meisten davon waren Angehörige der Roten Armee. Dem Denkmal kam die doppelte Funktion zu, an das tragische kriegerische Ereignis zu erinnern und die Einigkeit des sowjetischen und jugoslawischen Volkes zum Ausdruck zu bringen. Augustinčić wählt als Mittelpunkt des Denkmalkomplexes die Figur des Sieges und stellt sie auf einen hohen Obelisk, der die Landschaft auf dem Hügel oberhalb der Donau dominiert, während sich in der unteren Zone das Ossuarium befindet, in dem die Soldaten beigesetzt sind. Dieses Denkmal von Augustinčić ist nicht nur das erste seiner Art in Jugoslawien nach 1945, in ihm offenbart sich auch in vollkommener Weise die aktuelle ideologische und somit auch politische Dimension der frühen Nachkriegszeit. Die Nähe zwischen Jugoslawien und der Sowjetunion wurde auch mit dem *Siegesdenkmal* (1945) in Murska Sobota in Slowenien zum Ausdruck gebracht. Es handelt sich um das Werk der Bildhauer Zdenko und Boris Kalin, das zwei leicht zu identifizierende Soldaten darstellt: einer ist



„Der Sieg“ - Denkmal für die Schlacht von Batina des Bildhauers Antun Augustinčić aus dem Jahr 1947. Bei dieser Schlacht (11. - 19. November 1944) haben die jugoslawischen Partisanen gemeinsam mit der Roten Armee die Wehrmacht besiegt; dabei kamen 1297 Rotarmisten ums Leben.

Angehöriger der Roten Armee, der andere gehört zu Titos Partisanen. Die Figuren sind in voller Ausrüstung in der Haltung von Wachposten dargestellt. Zwischen ihnen steht eine Tafel, auf der in russischer und slowenischer Sprache die zentrale Botschaft dieses Werkes zu lesen ist: „Ewiger Ruhm den Helden, die im Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der Bruderländer aus der Sowjetunion und Jugoslawien gefallen sind“.

Die Beziehungen zwischen Titos Jugoslawien und Stalins Sowjetunion waren damals in allen Aspekten monolithisch und eng. Doch bereits 1948 kommt es zu politischen Meinungsverschiedenheiten, aus denen sich bald zwei parallele Linien entwickeln werden, die beide auf der gleichen ideologischen Vorlage gründen. Nach Titos Bruch mit Stalin wird die Rolle der Sowjetunion und der Roten Armee bei der Befreiung des Landes in der Denkmalplastik marginalisiert, während Titos Partisanenar-

mee und das unbewaffnete Volk die Schlüsselrolle des Befreiers übernehmen. Die Botschaft ist klar: Es gilt, die Einigkeit zwischen den Partisanen und dem Volk hervorzuheben. Charakteristische Beispiele dafür sind das *Denkmal für die gefallenen Kämpfer* (1951) des Bildhauers Sreten Stojanović auf dem Bergkamm Iriški venac in der Vojvodina (Serbien) und das *Denkmal für die Befreier von Skopje* (1955) des Bildhauers Ivan Mirković in Skopje (Mazedonien). Das Denkmal auf dem Iriški venac setzt sich aus zwei Einheiten zusammen: Die eine ist eine hohe, die Landschaft dominierende Säule, auf deren Kapitell eine Freiheitsstatue – strenggenommen eine modifizierte Darstellung des Sieges – prangt. Die zweite Einheit stellt im unteren Teil das Hauptthema dar: eine Gruppe von Männern und Frauen in unterschiedlicher ziviler Kleidung, die gemeinsam voranschreiten und in den Händen Gewehre, Handgranaten und eine rote Fahne halten. Diese Menschengruppe hat eine ganz eindeutige Bedeutung: Sie stellt das rebellierende Volk dar, aus dem sich später die Volksbefreiungsarmee formieren wird; jene Kraft also, die gemeinsam mit Tito und der Kommunistischen Partei an der Spitze den Siegeserlangen hat. Das Volk ist die Basis, aus der die organisierte Armee hervorgeht, genauer die Partisanenbewegung, die das Land befreit und in die Zukunft führen wird. Es gibt keine Helfer von außen, auch nicht die bis vor kurzem brüderliche Rote Armee, die ähnlich wie in anderen Ländern einen gewichtigen Faktor bei der Niederschlagung der Besatzer darstellte.

Das *Denkmal für die Befreier von Skopje* von Ivan Mirković ist noch expliziter in der Darstellung jener Narrative, in denen sich die beiden Hauptfaktoren im Befreiungskrieg miteinander verbinden: Volk und Armee. Mirković stellt eine eng zusammengedrängte Gruppe von Menschen dar, die mehrheitlich bewaffnet sind. Aus ihnen sticht eine Frau in einer stilisierten mazedonischen Volkstracht hervor, hinter ihr sind Männer mit der typischen Partisanenmütze („Titovka“) auf dem Kopf, dahinter ein Kind und Verletzte. Es sind revoltierende Bürger, die Skopje von den Besatzern befreit und sich unter der Führung Titos und der Partisanen in eine organisierte Armee verwandelt haben. Wenn es darum geht, das Volk als bedeutendsten Akteur der Geschichte hervorzuheben, ist das *Denkmal für den Widerstand und für das Leiden* des Bildhauers Ljiljana Dolinar, das von 1946-1950 in Kraljevo (Serbien) erstellt wurde, ein besonders anschauliches Beispiel. Der Bildhauer zeigt eine Gruppe Menschen – Männer, Frauen, Kinder –, von denen einige mit vorgestreckter Brust und erhobenem Haupt Trotz und Furchtlosigkeit ausdrücken, während die anderen stolpern und fallen. Die Gesten jener ersten sind in zahlreichen Fällen belegt; meistens bei Einzelpersonen, die zur Erschießung vor den Feind geführt wurden. Dies sind charakteristische Gesten und Gesichtsausdrücke, die häufig eingesetzt werden, sowohl in der Denkmalplastik als auch in Filmen, Bildern, Comics, Literatur, kurzum: in jenem ganzen Propagandamaterial, das die eine, einzige Botschaft vom Mut und der Standhaftigkeit des Volkes zum Inhalt hat. Wahr ist allerdings auch, dass wir solche Szenen auch von dokumentarischen Photographien und aus seltenem Filmmaterial kennen, die von den zahlreichen Hinrichtungsstätten erhalten geblieben sind.

Alle genannten Werke weisen typische Genremerkmale des Sozialistischen Realismus auf und unterscheiden sich nur in subtilen Nuancen von ähnlichen Werken in anderen sozialistischen Ländern. In Jugoslawien allerdings fügen sich in die narrative Struktur neue Formelemente, die im Laufe der 50er Jahre die Denkmalplastik, wie überhaupt das gesamte politische, gesellschaftliche und kulturelle System, zunehmend von der ehemals gemeinsamen Vorlage entfernen. Unter Bezug auf Bernard Barber¹ klassifiziert James M. Mayo in seiner Studie „Kriegsdenkmäler als politische Erinnerung“ detailliert zahlreiche zusätzliche Bedeutungsebenen von Denkmälern mit einer hohen Zweckbindung gerade im Hinblick auf deren politische Funktion.² Mit der Errichtung des Sozialismus in den frühen Nachkriegsjahren richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Vergangenheit, auf den Befreiungskrieg, der als Kampf gegen die faschistischen Besatzer verstanden, aber auch als „kommunistische Revolution dargestellt wird, wobei man bemüht war, diese als Form einer vollkommenen, absoluten Humanisierung und Aufklärung des Menschen und der Menschheit darzustellen. Mit der Zuschreibung einer



„Die Steinerner Blume“ in der Gedenkstätte des KZs Jasenovac – Künstler und Architekt Bogdan Bogdanović / Ausführung Architekt Lavoslav Horvat 1966

1 Barber, Bernard: Place, Symbol and Utilitarian Function in War Memorials. *Social Forces*, 28, 1 (1949), S. 64.
2 Mayo, James M.: War Memorials as Political Memory. *Geographical Review*, 78, 1 (1988), S. 62-75.



„Die Freiheit“ – Denkmal auf dem Iriški venac, dem Gipfel des Bergs Fruška gora – Bildhauer Sreten Stojanović, 1951

solchen Meta-Erzählung wollte die kommunistische Ideologie sich selbst als endgültige und unantastbare Wahrheit präsentieren, als Mythos, der in der Lage ist, die Vergangenheit und Zukunft des Menschen und seiner gesellschaftlichen Gemeinschaft zu erklären.³ Und um „die eigene ideologische Deutung des Krieges als ausschlaggebendes historisches Ereignis und Bruch, mit dem das Ende des kapitalistischen Gesellschaftsprojektes gekennzeichnet sowie kulturelle, identitätsstiftende, ethische und zahlreiche andere gesellschaftliche Rollen beendet wurden, aufrechtzuerhalten, instrumentalisierten die Kommunisten auf jede erdenkliche Weise die gesamte gesellschaftliche diskursive Praxis.“⁴

Der bedeutendste Bildhauer, der nach dem Zweiten Weltkrieg die formative Periode des neuen sozialistischen Jugoslawiens prägte, war zweifellos Vojin Bakić. Anhand seines Werkes und im Besonderen seiner Denkmalplastik lässt sich sogar präzise der Wandel nachzeichnen, den Titos Sozialismus erfuhr, nachdem er sich vom gemeinsamen sowjetischen Ursprung entfernt hatte. Während Augustinićs *Denkmal für die Rote Armee* in Batina die Nähe und Gemeinsamkeit von Titos und Stalins Politik in



„Die Freiheit“ – Denkmal auf dem Iriški venac, dem Gipfel des Bergs Fruška gora – Bildhauer Sreten Stojanović, 1951

3 Kazaz Enver: *Heroini i žrtva u funkciji pamćenja rata*. In: Sulejman Bosto/Tihomir Cipek (Hrsg.): *Kulture sjećanja*. Zagreb 2009, S. 144.

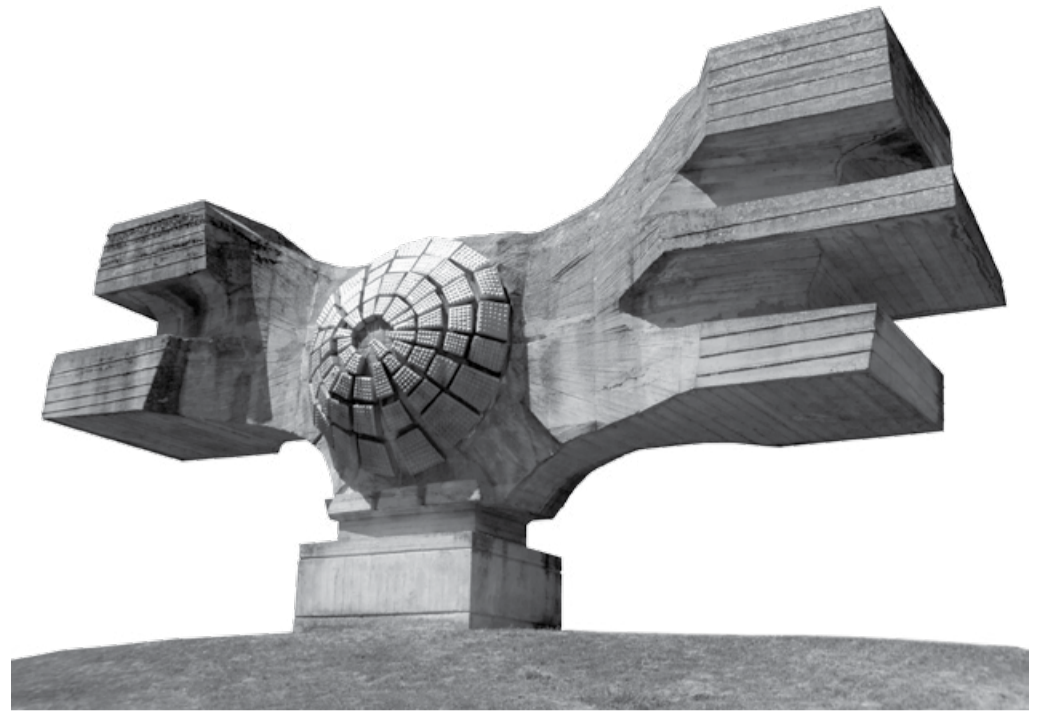
4 Ebenda, S. 146.

der frühen Nachkriegszeit eindrücklich belegt, lässt sich in Bakićs Werken aus den 60er und 70er Jahren die radikale Abwendung von der sowjetischen Erinnerungsformel erkennen. Dieser Bildhauer wurde damit zum Paradigma für die Entwicklung der Denkmalplastik in Jugoslawien. Sein *Siegesdenkmal* (1958-1968) in Kamenska (Kroatien) ist eines der bedeutendsten Werke. Darin bewies Bakić, dass eine große Idee durchaus mit der Bildsprache ausgedrückt werden kann, die den hohen Ansprüchen des Modernismus genügt, der Sprache der abstrakten Kunst. Der Bildhauer greift hier für die Siegesthematik bis auf antike Vorbilder zurück, genauer, bis auf die griechische Göttin Nike. Dabei nutzt er zugleich die Bildsprache der zeitgenössischen europäischen Skulptur wie auch den persönlichen Stil, der im Werkzyklus *Sprießende Formen* präzise definiert wird. Die 30 Meter hohe Konstruktion aus armiertem Beton ist mit glänzenden Stahlplatten eingefasst und berücksichtigt die Lichteffekte des Standorts, einer Erhebung in einer schönen Waldlandschaft.

Bakić achtete stets auf die Umgebung, in der ein Denkmal errichtet werden sollte. So verändert die Wahl des glänzenden Materials bedeutend die Beschaffenheit des Volumens und somit auch das Konzept des Denkmals. Die glänzende, glatte „Haut“ verschmilzt mit der Landschaft, die sie umgibt. Mit der Gruppe von Skulpturen, die als Sinnbild des Gedenkens (1964-1986) im Park Dotrščina errichtet wurde, stellt er eine neue Art der Gedenkfeier dar. Der Bildhauer verteilt glänzende Figuren in der Form von Kristallen aus poliertem Stahl in der Natur, die sich in den scharf geschnittenen Flächen der Körpers spiegeln, wodurch die Skulpturen vollständig mit der Natur verwachsen und sich mit ihren Widerspiegelungen komplett entmaterialisieren. Dadurch werden sie zu einem bloßen Aufblitzen, das man beim Spazierengehen durch den Park bemerkt. Zweifellos ist die Rolle des Standorts hier von außerordentlicher Bedeutung, weil uns gerade der Standort an das Ereignis erinnert, welchem das Denkmal gewidmet ist. In Dotrščina befand sich die Hinrichtungsstätte, in der das Ustaša-Regime im Krieg zahlreiche Patrioten ermordet hatte, darunter auch prominente Persönlichkeiten aus dem kulturellen und öffentlichen Leben Zagrebs und Kroatiens. Eine ähnliche Beziehung zwischen der Landschaft und den glänzenden Stahlobjekten finden wir auch in Bakićs *Mahnmal des kroatischen Volkes für die Opfer von Kragujevac* (1978-1981), einem Denkmal, das im Memorial-Komplex von Šumarice bei Kragujevac (Serbien) errichtet wurde. Auch hier ist der Standort selbst mit einem tragischen Ereignis verbunden, das mit der Massenhinrichtung unschuldiger Menschen durch den faschistischen Terror im Herbst 1941 zusammenhängt. Als Akt der Vergeltung erschossen Angehörige der Wehrmacht um die 7000 Bürger von Kragujevac. Unter ihnen befanden sich 300 Schüler, von denen einige gerade mal zwischen acht und fünfzehn Jahre alt waren. Der Park Šumarice wurde als Gedenkort 1953 gegründet, und im Laufe der folgenden Jahre errichteten zahlreiche Bildhauer aus unterschiedlichen Teilen Jugoslawiens dort ihre Werke als Zeichen der

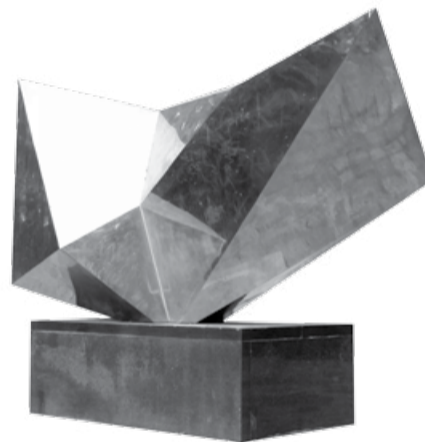
Erinnerung an die Opfer und der Auseinandersetzung mit dem Ereignis.

Im Laufe der 60er und 70er Jahre wurden auf dem gesamten Gebiet Jugoslawiens – von Slowenien bis Mazedonien – Denkmäler mit dem Ziel errichtet, das ideologische System des Landes zu festigen und unter Einsatz der



„Denkmal für die Revolution des Moslawinischen Volkes“ in Podgarić – Bildhauer Dušan Džamonja 1967

Normen der Hochmoderne die Besonderheit des jugoslawischen Weges im Sozialismus hervorzuheben. Neben Bakić gehörten Miodrag Živković, Dušan Džamonja, Bogdan Bogdanović, Aleksandar Đokić, Janez Lenassi und andere zu den bedeutendsten Künstlern. Živković war der Schöpfer des *Siegesdenkmals an der Sutjeska* (1963-1971), das sich im Talkessel Tjentište (Bosnien und Herzegowina) befindet. Es handelt sich um die entscheidende und schwerste Schlacht, in der die Okkupationsmächte der Deutschen, Italiener und Bulgaren mit Hilfe der einheimischen verbündeten Tschetniks und Ustascha im Dreiländereck Bosnien und Herzegowina, Montenegro und Sandžak (Serbien) vom 15. Mai bis zum 15. Juni 1943 den Widerstand der Partisanen zu brechen versuchten. Obwohl das Kräfteverhältnis allein schon im Hinblick auf die Anzahl der Soldaten Faktor 6:1 zugunsten des Feindes betrug, erkämpften sich Titos Partisanen



„Denkmal für die hingerichteten Antifaschisten 1941-1945“, Gedenkpark Dotrščina in Zagreb – Bildhauer Vojin Bakić, 1963-1968

den Sieg – allerdings unter außergewöhnlich hohen Verlusten. Tjentište erhielt sehr früh den Status eines wichtigen Gedenkortes und mit der Errichtung von Živkovićs *Siegesdenkmal* wurde dem Ort eine außergewöhnliche ästhetische Dimension verliehen. Zwei voneinander getrennte Formen, die an Flügel erinnern (Sieg – Göttin Nike), aber auch an den Korridor, durch den sich die Partisanen aus der feindlichen Umzingelung zurückzogen, verleihen der Landschaft eine besondere Bedeutung, die nicht bloß eine Szene von hohem ästhetischem Wert ist, sondern auch ein Ort des intensiven Erinnerens.

Hohe Sensibilität für den Standort, an dem das Denkmal erstellt wird, findet man auch bei Bogdan Bogdanovićs *Blütendenkmal* (1966), das am Ort des früheren Konzentrationslagers der Ustascha in Jasenovac (Kroatien) errichtet wurde, dann bei Dušan Džamonjas *Revolutionsdenkmal der Moslawiner Bevölkerung* (1967) in Podgarić (Kroatien) und dem anderen großen Werk desselben Bildhauers, dem *Revolutionsdenkmal* (1972) im Nationalpark Mrakovica im Gebirge Kozara (Bosnien und Herzegowina). Charakteristisch für die bedeutendsten Werke der Denkmalplastik auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens, mit denen die wichtigen Standorte aus dem Zweiten Weltkrieg gekennzeichnet werden und die systematisch ab Ende der 50er Jahre bis in die 80er Jahre gebaut werden, ist ihre Zugehörigkeit zur Moderne. Es handelt sich mehrheitlich um gigantische abstrakte Skulpturen mit starken expressiven

Eigenschaften, die gemeinsam mit dem Ort, an dem sie errichtet wurden, klare Botschaften vermitteln sollen; Botschaften wie die Stärke der regierenden Partei. Diese Partei ist ausreichend für den Geschmack der Zeit sensiblen, um die künstlerische Sprache annehmen zu können, die charakteristisch ist für die Welt auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs. Damit diese „geweihten“, ideologisch stark aufgeladenen Orte mehr Wirkung erhalten, erstellte man Denkmäler in Landschaften, die selbst schon an Ereignisse aus dem Krieg und der Revolution erinnerten. Eigentlich strebte man danach, neben den leicht verständlichen Narrativen auch eine besondere Überzeugungskraft zu entfalten. In diesem gesamten Prozess wiederholte sich eine Praxis, die die europäische Kultur in ihrer 2000 Jahre alten christlichen Vergangenheit gut kannte und seit langem einsetzte und die in der Neuzeit besonders in der Epoche der Gegenreformation besondere Verbreitung fand. Früher schrieb man den „geweihten“ Orten magische, oft heilkräftige Eigenschaften zu, was zur Entstehung zahlreicher Wallfahrtsorte führte.

Mit dem Zerfall des ideologischen und politischen Systems und dem Fall der Berliner Mauer kam es zu einem Wandel von globalem Ausmaß. In Jugoslawien stürzte auf höchst brutale und tragische Weise das politische System und als Folge des Krieges zerfiel das Land. In diesem Prozess erkennt man in der Denkmalplastik das Medium, in dem sich die gesamte ideologische Bedeutung konzentriert, die nun verschwinden soll. Daher erstaunt es nicht, dass die Denkmäler in jüngster Vergangenheit häufig als Mittel zur „Katharsis“ verwendet wurden. Mit der Zerstörung von Denkmälern wollte man auf symbolische Weise mit der Vergangenheit abrechnen, aber auch mit der Erinnerung, die in diese gigantischen Zeichen der Vergangenheit eingeschrieben ist. Der große Kunsthistoriker und Begründer des modernen Denkmalschutzes Alois Riegl schrieb vor mehr als hundert Jahren über die Unterschiede des „gewünschten“ und „unerwünschten“ Erbes. Er betonte, die Zerstörung eines Denkmals vernichte nur die Form, sein Anlass könne dadurch jedoch nicht in Vergessenheit geraten, denn dieser bleibe weiterhin in anderer, nicht-materieller Gestalt lebendig. Diesem Aspekt schenken die Vandalen der heutigen Zeit keine Beachtung.

Aus dem Kroatischen von Vivian Kellenberger

ZVONKO MAKOVIĆ

geboren 1947 in Osijek / Kroatien. Er studierte Kunstgeschichte und Komparatistik an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb, wo er bis zu seiner Emeritierung als Professor für moderne Kunst und visuelle Kommunikation lehrte. 2001 wurde ihm der höchste kroatische Preis Goranov vijenac für das dichterische Gesamtwerk verliehen. Neben Gedichtbänden veröffentlichte er zahlreiche Essaysammlungen und Studien. Er war Kurator zahlreicher Ausstellungen der zeitgenössischen Kunst und im Jahr 2001 Kurator für Kroatien bei der 49. Biennale in Venedig. In deutscher Sprache ist 2011 sein Gedichtband *lügen, warum nicht* erschienen; eine weitere Auswahl seiner Gedichte liegt in der Anthologie *Konzert für das Eis* (2010) vor.

Andrzej Leder

ANTIFASCHISMUS ALS MASKE UND SYMBOL

Nach 1945 wurde der Antifaschismus als Zeichen eingesetzt, als symbolische Quelle moralischer Legitimation im Westen, der gerade von der Hitlerokkupation befreit worden war. Das Problem ist, dass dieses Zeichen viele schlechte Erinnerungen, finstere und schändliche Spuren, Schichten von Widersprüchen und bösem Glauben zudeckte und versteckte. Sie alle begannen sich herauszuschälen, als Osteuropa sich mit seinen – anders geschnittenen – Erinnerungsorten an den Westen anschloss. Für den Osten war der Antifaschismus nämlich vor allem ein Slogan der falschen stalinistischen Propaganda. Der neuen Regime, die im Namen des „Antifaschismus“ Letten und Litauer, Polen und Slowaken, Kroaten und Ungarn, sogar Tschechen und Juden mordeten. Unter der Losung „Kampf dem Faschismus“ wurden echte lokale Faschisten in Arbeitslager – oder in die Leichengruben – geschickt, aber auch Nationalisten, Christdemokraten, Konservative, Sozialisten, nach 1937 noch lebende Trozisten und antistalinistische Bolschewiken. Bauern, Bürger, Arbeiter und die Intelligenz. Und überhaupt wurden symbolisch ganze Gesellschaften gedemütigt, indem man sie im Namen der Rache und der Unterdrückung durch den russischen Volkskommunismus Faschisten nannte.

Man muss sich das ansehen ... Man muss sich vor allem daran erinnern, dass zur Zeit der hitlerdeutschen Herrschaft in Europa der Antifaschismus überhaupt keine allgemeine Haltung war. Dass faschistische, hitlerfreundliche Tendenzen, wenn auch passiv, in der Mehrheit der europäischen Gesellschaften der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts verankert waren. Dass sich in den großen Splittergruppen in Frankreich, Belgien, Holland, Skandinavien, aber auch Kroatien und Ungarn die Sehnsucht nach einer traditionellen Hierarchie, der Glaube an angeborene Rassenunterschiede und die Abneigung gegen Juden zu einem Konglomerat verbanden, das begünstigte, dass die deutsche Lösung als „ausreichend passable Lösung“ einer unerträglichen Situation, die aus den Folgen des Großen Krieges 1914-1918 und der Großen Krise 1929 hervorgegangen war, anerkannt wurde.

Man muss sich in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass antifaschistische Bewegungen in der Mehrheit dieser Länder ziemlich schwach waren. In Frankreich war erst gegen Ende des Krieges die Anzahl der Menschen, die in der *Résistance* engagiert waren, so groß wie die Anzahl derer, die aktiv mit der faschistischen Macht zusammenarbeiteten. Die deutschen Polizeieinheiten in Holland, Belgien oder Norwegen waren lächerlich klein – um „Ordnung“ zu halten und „Deportationen“ durchzuführen, genügte die lokale Verwaltung. Eine starke Widerstandsbewegung organisierten die Kommunisten dort, wo sie eine politische Basis hatten: doch ihr Rückhalt in den europäischen Gesellschaften außerhalb des linksradikalen Milieus war schwach. Dort, wo sie stark waren, kam es zum Bürgerkrieg. Doch – wie ein Historiker bemerkt – war für die Mehrheit der Westeuropäer in den von den Deutschen okkupierten Ländern der Zeitraum bis 1944 eine „alltägliche Erfahrung“. Außer den Juden, die „einfach so“ verschwanden – was auf ergreifende Art die Prosa von Patrick Modiano zeigt –, arbeiteten die Menschen der westlichen Länder wohl oder übel beim kriegerischen Kraftakt „Festung Europa“ mit. Wobei dieser Kraftakt von einer Modernisierung der Wirtschaft begleitet wurde, unterstützt von den Rüstungsaufträgen und den Vorräten, die man rassistisch „unreinen“ europäischen Bürgern geraubt hatte.

Die Eroberung Westeuropas durch die Amerikaner zwang die Gesellschaften in diesem Teil des Kontinents dazu, sich mit der gar nicht lange vergangenen Erfahrung von Demütigung und Schuld auseinanderzusetzen; damit, dass sie an etwas beteiligt gewesen waren, was jetzt die „größte Schande in der Geschichte der Menschheit“ genannt wurde. Ich betone noch einmal: In den allermeisten Fällen war das eine passive Beteiligung, die darin bestand, dass man den Alltag pflegte und die Augen verschloss, ein wenig Befriedigung aus dem Unglück eines Mitmenschen zog, sich blind bereicherte und Slogans aus Zeitungen wiederholte, die von den

faschisierenden Regimen, die die okkupierten Länder regierten, herausgegeben wurden.

Dieses Brandmal zu entfernen war die Aufgabe der Politiker der „Stunde Null“. De Gaulle, Adenauer und alle ähnlich Denkenden verstanden, dass die Gesellschaften vergessen mussten. Und sie fingen an, nach Zeichen dieses Vergessens zu suchen. Langsam wurde der Antifaschismus zum einem dieser Zeichen.

Das war umso einfacher, als sich das Grauen vor allem auf östlich von Deutschland gelegenen Boden abgespielt hatte. Dort wurde die Mehrheit der europäischen Juden ermordet, dort bedeutete der Krieg massenhafte Morde im eigenen Land, ethnische Säuberungen, Pazifizierungen, die von allen Konfliktparteien durchgeführt wurden. Es war relativ leicht, den Hass auf diese ganzen „östlichen Völker“ zu verschieben. Besonders, weil sie – im Würgegriff des Stalinismus gehalten – vollständig vom symbolischen Wechsel abgeschnitten waren, der die neue Nachkriegsordnung gestaltete.

Die von Moskau abhängigen, östlich der Elbe eingesetzten Regime, die Westeuropas Demokratien formten, hatten also einen besonderen, gemeinsamen Grund, den Antifaschismus zum Symbol einer neuen moralischen Ordnung in Europa zu machen. Und dafür die Völker des „Miedzymorze“ – der Staaten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer – als faschistische Kollaboranten, Judenmörder, „natürlich“ reaktionäre Gesellschaften zu brandmarken. Franzosen, Belgier und Skandinavier konnten es vermeiden, an die eigene, noch nicht so lange vergangene Haltung zu denken. Das Symbol des erst kürzlich vergangenen Bösen blieb irgendwo im Osten. Die Pro-Moskau-Regierungen, die von den Kommunisten eingesetzt worden waren, legitimierten ihre Brutalität und das Ersticken allen Widerstands mit eben dem „Antifaschismus“, der mit einer wirklichen oder erfundenen Neigung zu extremem, blindem Nationalismus in den von der Roten Armee unterworfenen Völkern konfrontiert war.

Die ideellen und moralischen Folgen, die aus der Verankerung des Antifaschismus als Symbol der Nachkriegsordnung hervorgingen, unterschieden sich westlich und östlich der Elbe viele Jahrzehnte lang erheblich.

Im Osten legitimierte der so konstruierte Antifaschismus in den 60er und 70er Jahren eine ideologische Evolution; das, was für die unmittelbare Nachkriegsgeneration als Rechtfertigung, als Maske zu dienen hatte, die das Schlechte der Vergangenheit verbarg, wurde nun durch die Jugendrevolte ernsthaft behandelt. Besonders in Deutschland diente es der Abrechnung mit der „Generation der Väter“. Mit der heftigen Politisierung und der ernsthaften Behandlung des Problems war jedoch kein Verständnis der Entstehung des Begriffs und des Phänomens „Antifaschismus“ verbunden. Während dieser Ende des Jahrhunderts allgemein als Pfeiler der demokratischen Ordnung anerkannt wurde, dachte man nicht mehr über den nicht so weit entfernten, normalen Faschismus nach, der seit den 30er und 40er Jahren – wenn nicht noch länger –, tief in der Mentalität der Europäer steckte.

Verdrängt aus dem öffentlichen Diskurs, gleichgesetzt nur mit dem Rechtsextremismus, überdauerte er in verschiedenen Schattenzonen; in nichterzählten Erinnerungen, in Fotografien, die auf den letzten Seiten des Familienalbums versteckt wurden, in der Unschärfe der Sprache, die das auszusprechen vermied, was zu stark mit dem Bösen der Vergangenheit assoziiert wurde ... Und vor allem in kleinen Praktiken im Alltag, die tief verwurzelte Haltungen und Einstellungen kultivierten und sie einfach auf neue Gruppen verlagerten. Diese kleinen Praktiken – manchmal gemeinsame „unangemessene“ Scherze und ähnlich schändliche Dinge, beiläufig herbeigerufene Erinnerungen oder verächtliche Blicke, mit denen man andere bedachte, Lachen, hervorgerufen vom Klang eines Namens, aber auch von besonderen Eigenarten der institutionellen Ordnung – sie alle waren versteckte Signale dafür, dass die Schatten der Vergangenheit immer noch lebendig waren. Im Übrigen waren diese Signale das, worin sich Ost- und Westeuropa im Grunde am ähnlichsten geliebt sind.

Das Problem ist, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts diese Schatten wieder auftauchten, Körper bekamen. Als ob der Fluch der dunklen faschistischen Vergangenheit aufgehoben worden wäre, bedingt durch die tiefe Veränderung des europäischen Klimas nach dem Mauerfall. Und das schien aufs Neue zu legitimieren, was über Jahrzehnte unter der Oberfläche gesteckt hatte ...

Für die aus dem sowjetischen Imperium herausgerissenen Völker, die neu an die europäische Familie angeschlossen wurden, hörte der Antifaschismus schon früh auf, ein Zeichen zu sein. Die demokratischen politischen Kräfte aus diesen Regionen erkannten sich in einem breiteren Begriff des Antitotalitarismus wieder und setzten oft den deutschen Volkssozialismus und den russischen Volkskommunismus gleich. Noch schlimmer, die Osteuropäer wurden gegen den Vorwurf des Faschismus immunisiert – zu oft war er ihnen zur Zeit der Verhöre ins Gesicht geworfen worden. Besonders in Polen, wo trotz der autoritären Neigungen und des immer gegenwärtigen Antisemitismus die politisch legitimierten Splittergruppen keine Kollaboration mit den Nationalsozialisten eingegangen waren, verlor der Vorwurf des „Faschismus“, der von den stalinistischen Mächten missbraucht worden war, an moralischem Gewicht. Dieser Vorwurf wurde mit der für Polen typischen Ironie behandelt. Die Folgen sind vielfältig, die Unmöglichkeit, ernsthaft über den Rechtsextremismus zu diskutieren, ist eines der Beispiele.

Schon in den 90er Jahren erkannten die Polen, ähnlich wie andere Bewohner der Länder östlich der Elbe, dass die Westeuropäer den Antifaschismus etwas zu oft als Zeichen moralischer Überlegenheit benutzten. Er machte es

unmöglich, partnerschaftlich über viele wichtige – wenn auch heikle – Themen zu sprechen. Über die Vergangenheit des geteilten Kontinents. Darüber, dass man die Dominanz des stalinistischen Imperiums in den unterworfenen Ländern zu schnell akzeptiert hatte. Über die Situation der Immigranten aus anderen Kulturkreisen – die unter dem Vorwand der Toleranz in wirtschaftliche und kulturelle Ghettos gedrängt werden. Darüber, dass der ökonomische Liberalismus, der mit der Demokratie diskursiv verbunden ist, oft die brutale Expansion der korporatistischen Ordnung verdeckt.

Die Krise von 2008, „die größte seit 1929“, offenbarte plötzlich die Schwierigkeiten der europäischen Eliten, eine Sprache zu finden, die glaubhaft eine Diagnose für die Situation unseres Kontinents stellen kann. Die letzten europäischen Parlamentswahlen haben gezeigt, dass die Symbole, die es erlaubten, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Wohlstand und Frieden aufzubauen, aufgehört haben, die europäischen Gesellschaften anzusprechen. So wie in Frankreich bekamen plötzlich Parteien, die sich auf die versteckte faschistische Vergangenheit bezogen, Unterstützung. Deshalb ist es eben heute unsere Aufgabe, aus dem Antifaschismus einen kritischen Begriff zu machen, anstelle eines Symbols, das „Vergessensorte“ maskiert.

Aus dem Polnischen von
Martena Breuer

ANDRZEJ LEDER

ist spezialisiert auf zeitgenössische europäische Philosophie. Auf Polnisch sind folgende Werke erschienen: *Das Unbewusste als leerer Raum* (2001), *Die Freudsche Lehre in der Epoche von Sein und Zeit* (2007), *Die überträumte Revolution. Die Praxis der historischen Logik*. (2014). Darüber hinaus erschienen zwei Sammlungen mit philosophischen Essays, die 2004 mit einem Literaturpreis ausgezeichnet wurden und seit 2013 auf Englisch zugänglich sind (*Die sich verändernde Gestalt der Mythen*). Er ist Mitglied des Beirats des Institut Levinas in Paris und des Husserl Circle. Er arbeitet als Professor am Institut für Philosophie und Soziologie der Polnischen Akademie für Wissenschaften.

Goran Vojnović

TOD DEM ANTIFASCHISMUS, FREIHEIT DEM VOLK

Hätte ich 1987 in der ersten Klasse der Grundschule „Druga grupa odredov“, benannt nach einer slowenischen Partisaneneinheit aus dem Zweiten Weltkrieg, der Genossin Lehrerin an der Tafel erklärt, ein Antifaschist sei ein Mensch, der, bevor er Premierminister wurde, eine Straße nach einem Massenmörder benannt hatte, hätte ich wohl zum Gespräch mit dem Schulleiter gehen müssen, meine Eltern wären in die Schule gerufen worden und man hätte mir mit dem Schulausschluss gedroht. Hätte ich ihr gesagt, ein Antifaschist sei jemand, der, bevor er Premierminister wurde, offen einen der Kriegsverbrechen angeklagten Tschetnik-Führer verehrt hatte, wären mein Vater und meine Mutter auf die Polizeistation gebracht worden und man hätte ihnen mit dem „Ausschluss“ gedroht.

Nun gut, wir befinden uns nicht mehr im Jahr 1987, die Grundschule „Druga grupa odredov“ trägt nun vorsichtshalber den Namen „Martin Krpan“ nach dem größten slowenischen literarischen Helden, einem Salzschnügler und Gelegenheitskämpfer gegen die Türken, und dennoch scheint mir nach wie vor, dass die Lehrer und die Schulleiterin nicht allzu erfreut wären, würde ihnen ein Erstklässler erklären, ein Antifaschist sei ein Mensch, der Teile des Nachbarlandes annektiert, in seinem eigenen Land Journalisten und Homosexuelle verfolgt, Dissidenten einsperrt und mit motorradfahrenden Neonazis verkehrt.

In slowenischen Schulbüchern steht nach wie vor, dass Antifaschisten gegen den Faschismus und den Nazismus gekämpft haben, und so könnten sich in diesen Büchern weder der russische Präsident Wladimir Putin noch der serbische Premier Aleksandar Vučić als Antifaschisten präsentieren.

Doch das Leben ist nicht die Grundschule „Martin Krpan“ und stellt uns häufig Fragen, auf die es keine richtige oder falsche Antwort gibt. Zwei plus zwei ist im Leben nicht immer vier, was kümmern das Leben Newton und seine Gesetze, das Leben ist gerne unlogisch, und so konnten Putin und Vučić im Oktober 2014 in Belgrad stolz den Gedenktag zum Sieg über den Faschismus feiern.

„Selbst der Antifaschismus ist nicht mehr das, was er einmal war“, würde mein Großvater wohl anmerken, wenn er noch lebte. Und lebte meine Großmutter noch, würde sie hinzufügen: „Ein Glück, dass Opa nicht mehr lebt, damit er nicht mitansehen muss, was hier vor sich geht!“ Ganz und gar nicht würden sie ihm gefallen, seine Antifaschisten, doch zugleich habe ich den Verdacht, dass sie ihm noch nie gefallen haben.

Nach 1945 verschwanden die Faschisten, gegen die er gekämpft hatte, plötzlich, als habe es sie nie gegeben. Eine große Zahl fiel im Kampf, eine noch größere danach, viele wurden nach Argentinien vertrieben, einige Faschisten wurden sogar verurteilt und inhaftiert. Danach machten Churchill, Roosevelt, Stalin und Tito

wahrscheinlich aus, dass alle, die das Kriegs- und Nachkriegschaos überlebt hatten, ab nun Antifaschisten seien, und dies gilt bis heute. Für alle.

Und so war Stalin ein Antifaschist und Ceaușescu war ein Antifaschist und Pol Pot war ein Antifaschist und Henry Kissinger war ein Antifaschist und George W. Bush war ein Antifaschist. Selbst Slobodan Milošević und Franjo Tuđman waren Antifaschisten, und hätte man ihn gefragt, davon bin ich überzeugt, so hätte sich auch Saddam Hussein als Antifaschist deklariert. Heute sind Benjamin Netanjahu und Wladimir Putin Antifaschisten. Und natürlich ist auch Aleksandar Vučić Antifaschist. Was sollte er sonst sein, wenn nicht Antifaschist.

Beinahe siebzig Jahre nach dem Sieg des Antifaschismus gibt es nämlich auf der ganzen Welt noch immer keinen Faschisten. Niemand meldet sich freiwillig für diese Aufgabe, niemand hebt die Hand und fragt: „Darf ich?“

Das ist im Grunde genommen verständlich. Als früher die Kinder im ehemaligen Jugoslawien Partisanen gegen Deutsche spielten, wollte niemand Deutscher sein, auch jene Kinder nicht, die später zu Kriegsverbrechern wurden, zu Tschetniks, Leitern von Konzentrationslagern oder einfach nur Regierungschefs, die in einem früheren Leben vom Boulevard Ratko Mladić geträumt hatten. Faschist zu sein war nie ausreichend populär, es bestand immer die Gefahr, die anderen erwachsenen Kinder könnten einen frotzeln, wenn schon niemand anders, dann zumindest die aus Westeuropa oder Israel.

Daher stellt sich von selbst die Frage: Woher kommt in der heutigen Welt der ganze Faschismus, wenn doch alle Antifaschisten sind?

Diese Frage zeugt vom Paradoxon der modernen Welt, die den Faschismus nach dem Zweiten Weltkrieg sehr genau definiert hat. Die letzten siebzig Jahre war sie beinahe von ihm besessen und verfasste in dieser Zeit eine Unzahl von Büchern, produzierte tausende Filme, umriss und beschrieb den Faschismus exakt, schuf für ihn eine Sprache und Ikonographie, erforschte ihn von hinten und von vorne und analysierte alles, bis zum letzten Barthärchen Hitlers. Schließlich ging sie sogar so weit, geistreiche Witze über den Faschismus zu machen und laut darüber zu lachen.

Niemals definierte dieselbe Welt jedoch den Antifaschismus ebenso klar und ebenso unmissverständlich. Noch heute kann sie die einfachste Frage in diesem Zusammenhang eigentlich nicht beantworten: Ist Antifaschismus der Kampf gegen die Faschisten, die es, wie wir wissen, seit 1945 nicht mehr gibt, oder ist er ein Kampf gegen all jenes, was der Faschismus repräsentiert, also gegen Rassismus, aggressiven Nationalismus, Chauvinismus, jegliche Gewalt, alle Formen der Segregation, gegen die Beschneidung von Freiheiten, die Gleichschaltung, ein Kampf gegen die Ausbeutung von wem auch immer wo auch immer, gegen Unterdrückung von wem auch immer wo auch immer?

Selbstverständlich waren sich im Stillen viele einig, dass Antifaschismus all das und noch mehr ist, doch wer wagte es gegenüber Stalin laut auszusprechen, es sei nicht antifaschistisch, Gulags zu haben, wer wagte es den Amerikanern zu sagen, es sei nicht antifaschistisch, Atombomben abzuwerfen, wer wagte es Tito zu sagen, es sei nicht antifaschistisch, Konzentrationslager für Kriegsgefangene zu betreiben? Tja, es war nicht die richtige Zeit für eine Konfrontation mit den Antifaschisten, es gab einfach zu viele.

Und so konnte sich der Antifaschismus nie zu einem tatsächlichen Antonym zum Faschismus entwickeln. Und noch später, mit jedem Jahr, das seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs verstrich, wurde er zu einem noch abstrakteren und sinnentleerten Begriff, bis er schließlich nur noch ein Teil des verpflichtenden Dresscodes der Nachkriegswelt war, so wie eine Fliege bei der Oscarverleihung. Jeder heftete ihn sich aus Gewohnheit an die Brust und niemand dachte mehr über seine Bedeutung nach.

Mit dem Antifaschismus brüsteten sich Diktatoren, Kriegsverbrecher, Kolonisatoren und andere Unterdrücker der Freiheit von Los Angeles bis Wladiwostok, Jahr für Jahr traten sie zusammen und feierten gemeinsam ihren großen Sieg über den Faschismus, Jahr für Jahr teilten uns die Diktatoren, Kriegsverbrecher und Kolonisatoren mit, dass wir dank ihnen in einer Welt ohne Faschismus lebten. Zwischen ihren traditionellen antifaschistischen Treffen ermordeten sie, ganz nebenbei, mehr Menschen, als es den Faschisten jemals gelungen war.

Sie wurden faschistischer als die Faschisten, nichts Faschistisches war ihnen fremd. Sie zogen in Befreiungskriege, errichteten Konzentrationslager, waren für Völkermord verantwortlich, überschwemmten ganze Staaten mit



Kampfstoffen und zogen noch tausende andere kleine und große faschistische Handlungen durch, doch achteten sie dabei penibel darauf, in den Augen der Weltöffentlichkeit Antifaschisten zu bleiben, also jene, die dem Faschismus Einhalt geboten und ihn ein für alle Mal vernichtet haben.

Wie wir wissen, wird eine tausendmal ausgesprochene Lüge Wahrheit, und wer könnte es heute Wladimir Putin oder Aleksandar Vučić verübeln, dass sie steif und fest glauben, sie seien auch selbst Erben des Antifaschismus und hätten alles Recht, den Sieg über den Faschismus zu feiern. Einen Sieg, den Barack Obama und sein Kabinett voller Stolz begehen, kann tatsächlich jeder feiern.

„Niemals gab es größere Faschisten als die Antifaschisten“, würde mein Großvater wohl anmerken, wenn er noch lebte, und lebte meine Großmutter noch, würde sie sagen: „Ein Glück, dass Opa nicht mehr lebt, er würde sonst in den Wald gehen und sich diesem Antifaschismus widersetzen.“ Und er würde als Faschist gelten, der erste seit beinahe siebzig Jahren, füge ich zynisch hinzu, denn was sollte ein Kämpfer gegen den Antifaschismus sonst sein.

Den Antifaschismus, für den er einst gekämpft hatte und von dem wir naiven philanthropischen Idealisten heute, wir irregeleiteten Kinder von Brüderlichkeit und Einheit, träumen, gibt es einfach schon lange nicht mehr bzw. gab es nie. Und die Frage, die sich uns ganz selbstverständlich stellt, ist in Wahrheit gänzlich falsch. Statt zu fragen: „Woher kommt in der Welt der ganze Faschismus, wenn doch alle Antifaschisten sind?“, sollten wir uns fragen: „Woher kommt in der Welt der ganze Antifaschismus, wenn doch alle Faschisten sind?“

Ja, wenn wir über den Faschismus der heutigen Zeit reden wollen, müssen wir uns zualterererst vom Antifaschismus lossagen, uns eingestehen, dass es sich nur um eine durchsichtige Maske der Faschisten handelt, die ihren Faschismus erfolgreich hinter diesem kleinen Stückchen der glorreichen antifaschistischen Geschichte verstecken. Der Antifaschismus ist schon seit langem eine Farce, und je eher wir uns von ihm lossagen, desto leichter werden wir all die wahren Faschisten dieser Welt erkennen.

Daher, Genossen, rufen wir: Tod dem Antifaschismus, Freiheit dem Volk!

Aus dem Slowenischen von
Sebastian Walcher

GORAN VOJNOVIĆ

geboren 1980 in Ljubljana/Slowenien. Film- und Fernsehregisseur (Fužine zakon, Sezona 90/91, Moj sin, seksualni manijak), Film- und Fernsehautor (Good Luck Nedim, Heart of Sarajevo Award, nominiert für den European Film Award 2006), Filmkritiker, Kolumnist. Sein Roman *Čefurji raus!* sorgte für Aufsehen und wurde mit dem Prešeren-Preis (2009) und dem Kresnik-Preis für den besten Roman des Jahres ausgezeichnet. 2012 ist in Slowenien sein zweiter Roman *Jugoslawien, mein Land* erschienen und sofort zum Bestseller geworden.

Edi Matić

AUF DEN 26.10.1944, DEN TAG DER BEFREIUNG DER STADT SPLIT – 70 JAHRE DANACH

Die Betonplatten der Riva breiten sich unter der Spliter Sonne aus. Das Meer schillert, dann und wann hört man das Kreischen der Möwen. Volle Tische auf den Terrassen der Cafés.

Am Tisch neben mir ist es laut. Rentner fallen sich gegenseitig ins Wort. Sie sind adrett gekleidet und frisch rasiert. Ich falte die Zeitung auf und verstecke mein Gesicht dahinter, damit sie nicht bemerken, wie ich ihr Gespräch belausche, in dem sie sich gegenseitig Erinnerungen an glorreiche Siegestage zuspüren. Eben an jene, deren Jahrestag sie heute feiern. Auf dem Tisch vor ihnen liegen Abzüge von Titelblättern der Lokalzeitungen von vor siebzig Jahren. Ich kann es klar erkennen, wenn ich aus meinem Versteck hervorluge: In der Kopfzeile das Datum 26.10.1944 und dann der fettgedruckte Titel: „Split, Stolz des kroatischen Dalmatiens, ist befreit“. Ich verstecke mich wieder und lausche.

„Ich weiß noch, wie den ganzen Morgen die Kirchenglocken läuteten, während die Partisanen in die Stadt einzogen.“

„Ich habe ein Gewehr bekommen, auf dem neben dem Stern ein Kreuz eingeschnitzt war.“
„Und die erste Theatervorstellung nach der Befreiung! Prallvolle Zuschauerränge, auf der Bühne die Riesenaufschrift *Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volk*, und alle stehen und singen gemeinsam mit dem Chor die kroatische Hymne.“

„Genau. Und heute glauben die das nicht. Sie denken, dass alles der kommunistischen Diktatur untergeordnet war.“

In meinem Kopf setzt sich das Bild des damaligen Splits zusammen. Dann rücke ich die

Zeitung so zurecht, dass ich leicht über sie hinweg spähen kann, und beginne, meine Nachbarn zu studieren. Diese Runde hier war am Tag der Befreiung zwischen 16 und 20 Jahre alt. Kroatische Flaggen mit dem fünfzackigen Stern, Kreuz am Halskettchen, der Priester unter den Partisanen und die Befreier in der Kirche ... Ein Fest des Volkes. Nicht einmal annähernd der Zustand, der später herrschte, als der Kommunismus Schwung aufnahm und überall um sich und natürlich um Gott herum Feinde suchte.

„Duje, wann war nochmal der Tag des Aufstands? Ich habe schon alles durcheinandergebracht“, eine zaghafte Stimme, die fleckige Hand am Stock, getrübler Blick.

„Menschenskind, du bist die reinste Vergesslichkeit und Verkalkung auf zwei Beinen!“ Duje sieht aus wie ein Ex-Sportler, er trägt eine rote Nike-Windjacke, spricht laut und in aufrechter Haltung. „Vierzig Jahre haben wir den 27.7. gefeiert, und dann wechselten wir auf den 22.6., weil Tuđman es verlangte.“

„Ah, ja, das war deshalb, weil es ihn störte, dass wir früher einen Aufstand feierten, der eigentlich ein Aufstand der Serben gegen die Verbrechen der Ustascha war.“

Duje setzt seinen Vortrag jetzt mit gesenkter Stimme fort, während er sich verschwörerisch vorbeugt und mit dem Gabelchen herumfuchtelt, mit dem er zuvor ein ziemlich großes Stück Schokoladentorte verdrückt hat. Und ich nähere mich – scheinbar zufällig – ihrem Tisch noch ein bisschen mehr. Nahe genug, um zu hören, wie er erklärt, dass für Tuđman jenes alte Datum problematisch gewesen sei, weil man an diesem Tag der Auflehnung der serbischen Bevölkerung Kroatiens gegen jene Verbrechen

gedacht habe, die Max Luburić im Namen der damaligen Ustascha-Herrschaft begangen hatte. Und dass man dieses Datum niemals aus dem Kalender hätte entfernen dürfen, da es ein Vorläufer des allgemeinen Volksaufstands gewesen sei. Anstelle des ehemaligen Tages des Aufstands war mittels neuen Dekrets der Tag des antifaschistischen Kampfes ausgerufen worden, dessen historische Referenz die Gründung der Partisaneneinheit von Sisak war, welche sich hauptsächlich aus Kroaten zusammengesetzt hatte. Also hatte man auf einen Schlag zwei sich allerdings etwas widersprechende Fliegen getötet: die Würdigung des Antifaschismus und seine Verlagerung in einen nationalen Kontext.

„Wir wussten, dass sich Nationalismus und Faschismus die Hände reichten, wie sehr man ihn auch als Patriotismus ausgab; er war es, der den Faschismus nährte“, schaltet sich ein Alter mit traurigen Gesichtszügen, aber fröhlichen, hinter dicken Brillengläsern blinzelnden Augen ins Gespräch ein.

„Die Antwort auf die Ustascha-Verbrechen waren die Vergeltungsakte der Serben. Man erzählte sich, dass sie als erste Aufständische in kroatischen Dörfern Bauern abgeschlachtet hätten. Am Ende wären wohl alle auf nationaler Basis abgeschlachtet worden, wenn die Anhänger der sich bereits formierenden Volksbefreiungsbewegung eine solche Entwicklung des Aufstands nicht verhindert hätten, als sie ihn, indem sie Brüderlichkeit und Einheit als Alternative propagierten, in einen Kampf gegen fremde Besatzer und innere Feinde verwandelten.“ Duje spricht wie einer, der schon unzählige Male über diese Themen gesprochen hat.

„Wir in Italien hatten keinen in der Nachbarschaft, mit dem wir uns hätten schlagen können, also haben wir mit der ganzen Welt Krieg angefangen“, setzt ein kleiner Glatzkopf mit durchklingendem italienischem Akzent fort. „Uns steckten sie einfach in die Armee. Wir hassten niemanden, der Faschismus war ein neues Gesellschaftssystem, das wir gar nicht verstanden hatten.“

„Warum bist du zu uns übergelaufen, Bruno?“ Die fröhlichen Augen blinzeln noch stärker, während eine Hand ein Stück Apfelkuchen zittrig zum traurigen Mund führt.

„Die meisten von uns wollten überhaupt nicht im Krieg sein. Und in diesen Jahren bekamen wir das Schlimmste zu sehen, was der Krieg mit sich brachte. Abgesehen vom Töten und Quälen wurde ständig geplündert. Einer unserer Kommandanten verließ Split mit einem Lastwagen voll Mobilien und über zwanzig Radioapparate. Alles, was er beschlagnahmte, nahm er für sich selbst.“

Ein weißes Hemd und eine rote Krawatte mit blauen Punkten gucken verhalten unter dem zugeknöpften Mantel aus dunkelblauem Wollstoff hervor. Bruno scheint mir am ältesten, ist aber am modernsten gekleidet. Er ist wahrscheinlich einer dieser 350 italienischen Soldaten, die sich nach der Kapitulation Italiens hier eingefunden haben und das Garibaldi-Bataillon gründeten, welches sich an den Kämpfen für die Befreiung Splits und später auch an der Bildung der ersten proletarischen Brigade beteiligte.

„Meinem Vater haben sie das Radio beschlagnahmt!“, ruft nun einer, der nur zwei, drei Zähne im Mund hat, oder zumindest kommt es mir so vor. Ich habe die Zeitung gesenkt und sehe sie nun direkt an; sie bemerken ohnehin niemanden. „Ein neues, ein brandneues amerikanisches Zenith mit Grammophon. Es gab irgendein Depot mit den abgenommenen Sachen, in dem wir nach der Befreiung suchten, aber wir haben es zwischen all den Teppichen, Bildern und dem Porzellan nicht gefunden. Sicherlich hört jetzt jemand in einem italienischen Haushalt damit Radio. Hoffentlich wird da den ganzen Tag *Bandiera rossa* gespielt.“

Diese kleinen Greise springen mit der Leichtigkeit kleiner Jungen auf Treppen aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Und vor ihnen auf dem Tisch erinnert ein Abzug der Einladung zur Jubiläumsfeier der Befreiung an die Zeit, über die sie reden, als die Stadt täglich mit neuen Ankündigungen zugeschüttet wurde. Einmal waren das italienische Flugblätter, die das Volk aufriefen, geduldig die Situationsentwicklung abzuwarten, dann waren es die der Partisanen, die Verstärkung aus Bosnien oder wichtige Siege der Roten Armee verkündeten, dann deutsche mit Mitteilungen über die Ausgangssperre oder englische, auf denen man sich für die Befreiungskämpfe der Partisanen bedankte. Als sei es ein Medienwirrwarr größer als heute auf Facebook gewesen.

„Es gibt keine Arbeiter mehr. Darin liegt das Problem“, fügt der kleine und verrunzelte

Alte hinzu, der mich an eine Schildkröte erinnert, weil aus dem zu großen grünen Sakko ein dünner Hals herausguckt. „Die Gesellschaft ist in eine Nation umgewandelt worden, ohne gesellschaftliche Rollen, Gruppen, ohne Bewusstsein darüber, welcher Gruppe man angehört. Lasst uns Schriftsteller sein, Schweißer, Komponisten, Chauffeure oder Schiffsbauer, wie ich einer war, aber nicht Kroaten, Serben, Albaner oder Niederländer!“

An uns geht eine Fangruppe in T-Shirts mit der Aufschrift „Hajduk Jugend“ vorbei.

„Bitte seht euch die mal an!“, meldet sich Duje wieder. „Genauso alt waren wir, als die Partisanenbefreier in die Stadt einzogen! Wissen diese Kinder überhaupt, dass ‚Hajduk‘ 1941 aufgelöst wurde, nachdem es Spieler und Leitung abgelehnt hatten, an der Meisterschaft unter dem Patronat der Faschistischen Partei Italiens teilzunehmen? Wissen sie, dass ein Großteil des Klubs zu den Partisanen ging?“

Beinahe hätte ich laut geantwortet, aber da fällt mir wieder ein, dass ich nur lausche und die Veteranen kein Gespräch mit mir führen. Ich wollte sagen, dass diesen jungen Fans der Abrechnung mit der kommunistischen Diktatur zuliebe eine retuschierte Vergangenheit untergejubelt wird und dass deswegen in ihren Zimmern „Hajduk“-Kalender hängen mit retuschierten alten Bildern, auf denen der rote Stern auf den Trikots entfernt worden ist.

„Freunde, das wurde alles verdreht!“ Der Zahnlose strengt sich beim Reden an, weil er die Worte schlecht artikuliert, aber er ist laut, gibt nicht auf. „Sie malen Torcida-Graffiti mit dem Ustascha-Zeichen ‚U‘ an die Wände, während ihr Klub ‚Hajduk‘ auf den Faschismus mit einem entschlossenen NEIN reagiert hat – damals, als es dafür viel Mut brauchte. Sie wissen nicht, dass durch die Ustascha-Herrschaft Geld nach Split gebracht wurde, neue Trikots gekauft wurden und versucht wurde, ‚Hajduk‘ erneut zu bilden, jedoch erfolglos, weil keiner der Spieler dem Aufruf folgte!“

„Während alle europäischen Klubs den faschistischen Diktaturen erlagen und artig in propagandistischen Ligen spielten, war unser ‚Hajduk‘ der einzige Klub im besetzten Gebiet, der sich weigerte, als freier Klub in einer Kriegstournee auf drei Kontinenten spielte und dabei seinen Widerstand feierte. Dafür wurde er von Charles de Gaulle mit einem Orden geehrt.“ Die Schiffsbauer-Schildkröte versinkt noch mehr in ihrem zu großen Anzug.

Vielleicht ist das nicht derselbe „Hajduk“. Vielleicht ist es ein anderer, der aus einer retuschierten Vergangenheit auftaucht, ähnlich jener von Stalin, als dieser den hingerichteten Nikolai Jeschow aus einem gemeinsamen Foto wegretschierte.

Aus einem unweit entfernten Radio hört man Christy Moore und sein *Viva la Quinta Brigada*, als wäre es eine bestellte Geräuschkulisse. Ich beobachte, wie die Rentner langsam aufstehen, bezahlen und ihre Gelenkschmerzen entlang der Riva Richtung Stadt fortschleifen. Einer von ihnen kehrt zurück. Es ist der eine, der zaghaft und etwas dement wirkte, aber jetzt erscheint er mir auf einmal aufgeweckt. Er kommt auf mich zu, hebt den Stock, spricht mich an – wahrscheinlich weiß er, dass ich das ganze Gespräch belauscht habe, und vielleicht kann er auch Gedanken lesen: „Tod dem Faschismus, Freiheit dem Volk“ ist keine Parole, die wir zusammen mit dem Kontext der kommunistischen Diktatur verwerfen sollen. Es ist ein Grundsatz, der im Bewusstsein jedes Einzelnen verankert sein muss, wenn wir eine demokratische Zukunft in diesem unserem Europa haben wollen, wenn wir überhaupt irgendeine Zukunft haben wollen.“

Aus dem Kroatischen von Evelyn Sturl

EDI MATIĆ

geboren 1962 in Split. Er ist Autor, Fotograf, Audio- und Videoproduzent und Graphikdesigner sowie Mitbegründer des Kulturfördervereins KURS in Split/Kroatien. Unter anderem initiierte und produzierte er das Musical *Sarajevski krug*, das in vielen Ländern Europas und den USA aufgeführt wurde. Sein Roman *Ovdje fali ženska ruka* (Hier fehlt die Hand einer Frau) wurde 2007 für mehrere Literaturauszeichnungen nominiert. Sein zweiter Roman *Grimalda* erschien 2012 in deutscher Übersetzung und erhielt im selben Jahr den Literaturpreis der Steiermärkischen Sparkasse.

Zlatko Paković

ANTIFASCHISMUS UND BEGRÜNDUNG VON MORAL

Auf dasselbe Datum, auf das der Tag des Sieges fällt, den 9. Mai, wurde auch der Europatag gelegt. Weil beide am selben Tag gefeiert werden, wird oft fälschlicherweise angenommen, der Europatag gründe auf dem moralischen Kapital des Sieges über den Faschismus. Dieser Festtag steht allerdings in keinerlei Beziehung zum Antifaschismus – er würdigt den wirtschaftlichen Zusammenschluss reicher Staaten und die Globalisierung des Kapitals.

Der Europatag entweicht daher die Heiligkeit des Tages des Sieges, denn er kontaminiert den moralischen Gehalt selbstlosen Heldentums mit den egoistischen, neoliberalen Zielen des bürgerlich-wirtschaftlichen Nützlichkeitsprinzips. Weder war es notwendig noch ist es gut, dass jenes Datum, das dem größten Sieg in der Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts zusteht – dem Sieg der vereinten Befreiungskräfte Ost- und Westeuropas über das faschistische und nazistische Böse in seinem Herzen – für die Feier eines Tages übernommen wird, an dem eine Deklaration über eine wirtschaftliche Zusammenarbeit bloß abgegeben wurde. Das Datum der Verkündung fällt, zuletzt, nicht mit dem Datum der Aufnahme dieser Zusammenarbeit ausgesuchter europäischer Länder zusammen.

Der Europatag bezieht sich also nicht auf den 9. Mai 1945, sondern gedenkt des 9. Mai 1950, als Frankreichs damaliger Außenminister Robert Schuman eine wirtschaftliche Zusammenarbeit deklarierte, der erst am 18. April 1951 ein Bund aus sechs Staaten namens „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ entspringen sollte. Die Geburtsstunde der EU ist also der 18. April 1951, und zweifelsohne wäre es vernünftig – insbesondere wenn man bedenkt, dass der 9. Mai bereits der Tag des (ruhmreichen) Sieges (über den Faschismus) ist – den 18. April zum Europatag zu erklären (wenn der Europatag nicht schon zugleich der Tag des Sieges über den Faschismus ist)!

Die Folgen dieser Kontamination, dieses symbolischen Diebstahls, treten im Bereich der Moral zutage. Durch den Zusammenfall von Europatag und Tag des Sieges wurde der Ethos des Antifaschismus als einzig wahre Grundlage der zeitgenössischen europäischen Kultur und Politik geschwächt.

Sofern sich Europa tatsächlich eine liberale Zukunft wünscht, müssen die Regeln unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens künftig in der gemeinsamen, traumatischen Erinnerung an den Faschismus und im Sieg über ihn wurzeln. Das Schwinden des antifaschistischen europäischen Erbes und der Erinnerung daran hat also weitreichende negative Folgen für die Bildung und das Leben der Bürgerinnen und Bürger Europas. Es nimmt ihnen das Potenzial einer dynamischen Identität.

Der Sieg über den Faschismus ist ein Sieg über jene Idee, die der große deutsche und europäische Philosoph Martin Heidegger, an Studenten gerichtet, prägnant formuliert hat, womit er unter Beweis stellte, dass auch die hohe Intelligenz tief fallen kann, wenn sie sich von der Freiheit lossagt: „Nicht Lehrsätze und ‚Ideen‘ seien die Regeln eures Seins. Der Führer selbst und allein ist die heutige und künftige deutsche Wirklichkeit und ihr Gesetz“ (*Freiburger Studentenzeitung*, 3. XI. 1933).

Heute kann die symbolische Kastration des Antifaschismus, inklusive ihrer Folgen für Wirklichkeit und Traum, durch eine Paraphrase von Heideggers verwerflichem Satz präzise ausgedrückt werden: Nicht Lehrsätze und „Ideen“ seien die Regeln unseres Seins. Das Kapital selbst und allein ist die heutige und künftige europäische Wirklichkeit und ihr Gesetz.

Die symbolische Kastration des Antifaschismus ist, sozusagen, eine Kastration der europäischen Identität. Worum geht es? Nach dem Holocaust – der systematischen Vernich-

tung von sechs Millionen Juden und fünfhunderttausend Roma in Europa, unter der Leitung deutscher und der Dienstfertigkeit anderer Nazis – bilden die zeitgenössische Identität des Europäers gleich welcher Nation – dabei ist Identität immer eine dynamische Größe –, auch der Jude/die Jüdin und der Rom/die Romni in jedem von uns. Indessen sind sichtbare wie versteckte Mechanismen zur Verdrängung dieser Emanzipation europäischer Identität am Werk.

Unter der Führung der (bürgerlichen) Linken durch François Hollande brach die Deportation der Roma aus Frankreich ebenso wenig ab wie aus Deutschland, diesem Wirtschaftsmotor der EU. Diese Deportationen sind bloß eine abgeschwächte Form des Verständnisses von Nation als einer reinen Kategorie (von Blut und Boden), dessen Wahrheit in Auschwitz offenbar wurde. Hätten die Juden gleich den Roma keinen eigenen Nationalstaat, würde es ihnen heute genauso ergehen wie diesen. Da hinter ihnen aber eine organisierte staatliche Struktur, nämlich Israel, steht, werden die Juden auf umso subtilere Weise als die Roma aus der europäischen Identität verbannt. Diese Handlungen sind keineswegs offenkundig, zudem sind sie oft auch unbewusst. Sie werden auf der symbolischen Ebene der Kunst ausgeführt, am häufigsten in Bühnenvorstellungen, in denen die Tragödie des Holocausts im Genre der Farce inszeniert wird, als Schwanke.

Das Schwinden der europäischen Idee des Antifaschismus und der Erinnerung an ihre Geschichte bedeutet auch, die Idee von der sozialen Gleichstellung oder Egalität zu vergessen, was sich heute am deutlichsten im Gehalt des Begriffs „Immigrant“ äußert, mit dem der europäische Kolonialismus erneuert wird, der, wie auch der Nazismus, Zielscheibe des Antifaschismus war. Potenzielle Immigranten legen Tag für Tag in überladenen Booten von der Küste Afrikas ab, um an den Küsten Europas abgewiesen zu werden, sofern sie nicht zuvor im Mittelmeer ertrinken. Dieses Jahr sind offiziellen Statistiken zufolge 3000 Menschen aus Afrika, darunter auch Kinder, in der Hoffnung, unter dem Schutz der Europäischen Union ziviles Glück zu finden, in dieses blaue Grab gesunken. Die blaue Farbe der Europäischen Fahne, auf der sich ein Sternkreis befindet, ist heute in erster Linie die Farbe dieser mediterranen Tiefen.

Nicht zuletzt bedeutet, den Europatag auf den Tag des Sieges zu legen, die ausschlaggebende Rolle der sowjetischen Befreier Europas von den nazistischen Usurpatoren um jeden Preis zu schmälern. Anstatt einer Ausweitung der Zusammenarbeit mit dem heutigen Russland erleben wir den Beginn eines neuen, schleichenden kalten Krieges in Europa, der die Regierung der Russischen Föderation großzügig mit Rechtfertigungen für ihre despotische Herrschaft versorgt.

Die symbolische Kontamination eines echten Feiertags mit einem ihm zuwiderlaufenden Gehalt enthüllt den sonst verborgenen Prozess, der hier bezeichnet wurde. Die Verdrängung des Antifaschismus, sie ist das Über-Ich des Kapitals, und sein Es sind – die Immigranten, die Roma und die zusehends entrechteten Arbeiter.

In meiner Heimat Serbien, die Beitrittskandidat der Europäischen Union ist, was, das sei vorab gesagt, ihr vernünftigster politischer und wirtschaftlicher Weg ist, und die sowohl allen Grund als auch die Verpflichtung hat, sich ihrer starken, siegreichen antifaschistischen Guerillabewegung aus dem Zweiten Weltkrieg unter der Führung Josip Broz Titos zu rühmen, wurde diese antifaschistische Partisanenbewegung vor neun Jahren per Gesetz mit der kollaborierenden Tschetnikbewegung Dragoljub Draža Mihajlović gleichgesetzt.

Eine Nation (das ist eine politische, keine ethnische Kategorie!), die sich dessen schämt, worauf sie stolz sein sollte, aber stolz auf das

ist, was schändlich ist, verkommt unweigerlich. Denn man verkommt nicht, wie die ehernen Nationalisten behaupten, aufgrund eines negativen Verhältnisses von Natalität und Mortalität, sondern aufgrund eines negativen Verhältnisses von öffentlicher Lüge und Wahrheit, öffentlicher Unmoral und Moral.

Anstelle einer kritischen Neubewertung des ehemaligen, sozialistischen Regimes, das plebiszitär auf Grundlage des Sieges über den Faschismus errichtet worden war, kommt es in Serbien zu einer Restauration, die, versteckt oder ganz offen, die Kollaboration mit dem Faschismus als Wert propagiert.

Anstelle einer Kritik des Personenkults um Josip Broz Tito und der Parteioligarchie, aber auch des realsozialistischen Polizeistaats, kam es zu einer antisozialistischen, im Grunde gesellschaftsfeindlichen Hysterie. Das ist das Wesen unserer, der serbischen Abkehr vom Antifaschismus.

Von der historischen Bühne wurde also nicht nur der Realsozialismus (besser wäre zu sagen, der Nominalsozialismus) verbannt, sondern auch die sozialistische Idee selbst, die in Serbien und im ehemaligen Jugoslawien als einzige den Wunsch und die Freiheit hatte, den Faschismus zu besiegen – eine Idee, die den Menschen als Schaffenden widerspiegelt und nicht als Konsumenten, als Wesen der Begierde und nicht als Wesen des Besitzes.

Zugleich sind im kapitalistischen Serbien mit parlamentarischer Demokratie sowohl Personenkult als auch Parteienoligarchie und Polizeistaat gut erhalten.

In Serbien wie auch in der EU wurde die Frage: „Was kann ich begehren?“ durch die Frage: „Was kann ich haben?“ ersetzt, wie auch der Tag des Sieges durch den Europatag, der Tag der Befreiung der Versklavten durch den Tag der Bereicherung der Reichen ersetzt wurde. Dadurch wurde jene Spur verwischt, die zur Freiheit des menschlichen Wesens führt. Bereits Spinoza hat in seiner *Ethik* geschrieben, dass „die Begierde – das Wesen des Menschen selbst“ ist. Dieser Gedanke stellt eine epochale Wende im westeuropäischen Denken dar und führt über Hegel, Marx und Freud zu Lacan, aber auch zu Jesus von Nazareth. Es gilt, die eigene Begierde zu entdecken, die einen selbst ebenso wie die Welt verändert. Diese Begierde ist eine Begeisterung für eine immer höhere Form der Sozialisation und offenbart sich erst jenseits der Welt des Besitzes. Sie ist auch das Wesen des Antifaschismus. Auf ihr gründet die wahrhaftige europäische Moral als Weltmoral.

Die kollaborierende monarchistische Tschetnikbewegung ist Fürsprecher der kapitalistischen Gesellschaft und ihre lokale Restauration bloß ein Kollateralschaden der globalen Restauration des Kapitalismus. Diese Restauration, dieses Vergessen des Sozialismus als Chance der Menschheit, geht mit einer subtilen Barbarisierung einher.

Daher ist der Tag des Sieges der größte Feiertag unserer Zivilisation – seines Zeichens ein säkulares Fest der Auferstehung. Vor neunundsechzig Jahren kapitulierte das Dritte Reich, eine Schwerindustrie des Todes, welche die Ermordung von Millionen unschuldigen Erwachsenen und Kindern als Richtgstellung eines natürlichen oder göttlichen Fehlers proklamierte und realisierte. Der Tag des Sieges, der Tag des antifaschistischen Widerstands, ist Zeugnis, dass sich die Menschen im Namen der Befreiung ohne Rücksicht auf sich selbst vereinen können, gegen das organisierte Böse, das sie dann überwinden, und dass die Freiheit der Sinn des Lebens für den Einzelnen wie auch für Gemeinschaften ist. Das ist das Erbe des Antifaschismus, das in unserer Erinnerung verblasst, das ist, in Wahrheit, der Inbegriff der Seinsvergessenheit – die Vergessenheit jenes Potenzials in uns und unter uns, sich für die Freiheit einzusetzen.

Aus dem Serbischen von
Paul Gruber

ZLATKO PAKOVIĆ

geboren 1968 in Belgrad/Serbien, Schriftsteller und Theaterregisseur, studierte an der Fakultät für Dramakunst in Belgrad. In den 1990ern führte er Regie an Theatern in Bulgarien und auf Zypern, anschließend in Serbien. Seine jüngste Inszenierung, das von ihm selbst verfasste gesellschaftskritische Drama *Zoran Djindjić umbringen*, wurde in einer ehemaligen Fabrik in Novi Sad uraufgeführt und zählt zu den bedeutendsten und subversivsten Kulturevents in der Region Südosteuropas. Auf Deutsch ist sein Roman *Die gemeinsame Asche* erschienen (Berlin 2013).

Karolina Wigura

SECESSION

WLADIMIR PUTIN UND DIE EUROPÄISCHE ERINNERUNGSKULTUR

Während einer unlängst unternommenen Reise auf die Krim, die in dem Augenblick stattfand, als der „Weiße Konvoi“, bestehend aus 280 weiß angestrichenen Lkws, die angeblich humanitäre Hilfsgüter transportierten, im Begriff war, die russisch-ukrainische Grenze zu überqueren, war Wladimir Putin in nostalgischer Stimmung. Er erinnerte seine Zuhörer an die blutigen Schlachten zwischen den „Roten“ und den „Weißen“, die die Halbinsel zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebt hatte. Heute, sagte er, kann die Krim eine einzigartige vereinigende Rolle für Russland spielen, indem sie zu einem Symbol der Versöhnung wird.

Dieses großartige Beispiel zeigt, wie das Wörterbuch der russischen Politik konstruiert wurde. Die Europäer sehen sich selbst darin wie in einem Zerrspiegel. Einerseits hat beinahe jedes Schlüsselkonzept, das in Westeuropa eine zentrale Stelle einnimmt, seinen Platz darin: Es kommt nicht nur „Versöhnung“ vor, sondern auch „Faschismus“ und „Nationalismus“, „Grenzschutz“ und „Multikulturalität“, und wir nehmen sogar Verurteilungen des Antisemitismus wahr. So sieht die paradoxe, imitative Erfindung gegenwärtiger russischer Propaganda aus.

In Putins Äußerungen sind Faschismus und Nationalismus Bedrohungen, die ebenso zur Vergangenheit wie zur Gegenwart gehören. Sie gehören zur Vergangenheit, da diese beiden einander diametral entgegengesetzten Ideologien im 20. Jahrhundert zu einem tragischen Krieg geführt haben. Sie gehören zur Gegenwart, da die EU von heute ein Ort ist, wo die nationalistische Hydra erneut ihr graues Haupt erhebt. In der Gegenwart wie in der Vergangenheit muss Russland als Schutzschild agieren. „Unser Land spielte eine wichtige, wenn nicht sogar entscheidende Rolle im Kampf gegen den Faschismus“, sagte Putin vor wenigen Wochen in einem Interview mit dem französischen Radiosender Europe 1 und dem Fernsehsender TF1. Kurz zuvor, bei der Siegesparade in Moskau, hatte er dies noch deutlicher formuliert: „Unser Land hat die Nazis aus ihrem Schlupfwinkel vertrieben, sie in die totale Niederlage geführt und dafür mit Millionen von Todesopfern und gewaltigen Herausforderungen bezahlt.“

Aus dieser Perspektive hat die Annektierung der Krim eine „logische“ Rechtfertigung. Während es richtig sein mag, dass „eine Politik, die auf Expansion und Eroberung basiert, in der heutigen Welt keine Zukunft hat“, lesen wir in einer Rede anlässlich des diesjährigen Tages des Sieges: „Vor

70 Jahren wurde die Krim von der Herrschaft der faschistischen deutschen Besatzer befreit.“ Könnte die heutige Situation analog sein? Rhetorisch gesehen, ja. Der Text einer Internet-Konferenz vom 17. April, an der der russische Präsident teilnahm, gibt eine endgültige Antwort: „Der Nationalismus blüht in der Ukraine auf, und Neo-Nazitum wird wiedergeboren.“ In Kiew sind „die Hauptakteure der Revolution Neonazis, Russenhasser und Antisemiten.“

Aus der Sicht eines vereinigten Europas ist dieser instrumentalisierte Gebrauch des Konzepts Antisemitismus das gefährlichste von Putins Manövern. Schließlich fällt es schwer, den Sätzen nicht beizupflichten, die er vor gar nicht allzu langer Zeit in Israel aussprach: „Der Holocaust ist eine der finsternen, tragischsten und beschämendsten Seiten in der Geschichte der Menschheit. Bis zu diesem Tag sind wir nicht in der Lage, die beispiellosen Grausamkeiten der Nazis zu verarbeiten.“ Doch da Putin das Wort „Nazis“ gleichzeitig verwendet, um ukrainische Politiker zu beschreiben, spielen die von ihm geäußerten Gefühle nicht lediglich die Rolle eines Memento und einer Anerkennung der Vergangenheit. Wir haben es hier mit einer instrumentalisierenden Herangehensweise an die Shoa zu tun – einem Verbrechen, das, wie Tony Judt, der Autor des monumentalen Werks *Die Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart* aufzeigte, nun im Mittelpunkt der kollektiven Erinnerung des Alten Kontinents steht. Und damit befindet es sich im Zentrum der europäischen Integration.

Putin machte sich die Gunst der Stunde meisterlich zunutze: Heute ist ein Teil der öffentlichen europäischen Meinung bereit, seinen Wortspielen zu glauben. Wie kam es dazu? Vier Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg bildete die Sprache der Verantwortung für die Vergangenheit, der Reue und der Versöhnung einen wichtigen Anteil der Europäischen Identität. Dies hing mit einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und einer Vorsicht gegenüber jeglicher ideologischen Blindheit zusammen. Doch als die Erinnerung an die beiden ideologischen Regimes – das braune und das rote – verblasste, wurden Stätten der gemeinsamen europäischen Erinnerungskultur nach und nach unbemerkt von vollkommen anders gearteten Narrativen kolonisiert. Ein gefährlicher Synkretismus tauchte in der Sprache der Politiker und Kommentatoren auf. Einerseits wurden die Opfer des Krieges nach wie vor durch

die Linse der verderbenbringenden Konsequenzen politischer Extreme wahrgenommen und geehrt. Andererseits wurde der Mainstream-Diskurs von diskriminierender Rhetorik gegenüber Minderheitsgruppierungen durchdrungen: die Roma, nordafrikanische Immigranten, europäische Muslime usw. Die Rolle, die der deutsche Volkswirt Thilo Sarrazin in dieser Diskussion spielte, scheint symptomatisch. Seine Theorien über den angeblich biologisch bedingten niedrigeren IQ der Türken im Vergleich zu den Deutschen sollte ihm eigentlich den Status von jemandem verliehen haben, den man nicht ernstnehmen kann. Doch haben sich Sarrazins Bücher in der Zwischenzeit tausendfach verkauft. Sie wurden von Europäern erworben, die mit einem Respekt gegenüber Minderheiten und einem Wissen um totalitäre Verbrechen aufwuchsen. In Frankreich scheint der Komiker Dieudonné, der Witze über den Holocaust macht, eine ähnliche Rolle zu spielen. Ihr Erfolg bei Lesern und Zuschauern vermittelt einen Eindruck davon, wie sich das Denken der Gesellschaft über die Vergangenheit verändert hat.

Dieser Synkretismus in der europäischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zieht an einem Strang mit dem grundlegenden geopolitischen Wandel, der vor 25 Jahren stattfand. Die simple Dualität der Politik der Entschuldigung und der Abrechnung spiegelt die schizophrene Logik des Denkens aus der Zeit des Kalten Krieges wider. Der Fall des Eisernen Vorhangs brachte auf politischer Ebene eine miteinander interagierende Welt mit sich, die frei von einfachen Abgrenzungen war. Im Bereich der kollektiven Erinnerung indes führte er zu einer tiefgehenden Demokratisierung. Weder die Entwicklung einer europäischen Identität noch gesteigertes Selbstvertrauen oder Vertrauen zu anderen können zu den Auswirkungen dieses Wandels in den zuvor erwähnten Bereichen gezählt werden.

Es lohnt sich, daran zu erinnern, dass der Marquis de Custine bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in seinen berühmten *Briefen aus Russland* Folgendes schrieb: „Entsprechend seiner verfassungsgemäßen Prinzipien ist der Staat angeblich ein Anwalt der Ordnung, doch in Übereinstimmung mit seinem Nationalcharakter würde Russland eher dazu neigen, Tyrannie zu verbreiten, unter dem Vorwand, Anarchie zu verhindern.“ Es ist schwierig auszudrücken, wie dramatisch die Auswirkungen wären, wenn die Europäer nicht rechtzeitig auf dieses Herumspielen mit den Konzepten reagieren würden, die die Grundlage ihrer gemeinsamen Kultur bilden.

Aus dem Englischen von
Frank Weigand

KAROLINA WIGURA

geboren 1980 in Warschau, studierte Soziologie und Politikwissenschaften an der Universität Warschau sowie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie veröffentlichte das Buch *Wina narodów. Przebaczenie jako strategia prowadzenia polityki (Die Schuld der Völker. Vergebung als politische Strategie)*, für das sie 2012 mit dem renommierten Józef-Tischner-Preis für den besten Essay ausgezeichnet wurde. Karolina Wigura ist die Chefredakteurin des Politik-Ressorts des polnischen Magazins *Kultura Liberalna*.



Joy Sorman SECESSION EIN EPOS DES EXILS

Europa – auf der vollständigen Kopie meiner Geburtsurkunde, im Rathaus des 8. Pariser Arrondissements beantragt, ist mein Name – Sormann – durchgestrichen. Dahinter steht von Hand geschrieben mein neuer Familienname: Sorman. Diese Änderung, eine Initiative meines Vaters, wurde am 28. Januar 1980 vorgenommen – ich bin 6 Jahre alt. Die Schreibweise dieses Namens, der jüdisch-Istanbuler Ursprungs ist (Zoermann), scheint im Verlauf des 20. Jahrhunderts zwischen der Verdoppelung des Endkonsonanten und dessen mehr oder weniger signifikanter Streichung zu schwanken.

Europa – ein Cousin meines Vaters schickt mir einen Stammbaum der Familie zu, eine Deszendenz, die in Generation 1 mit Berl Goldblatt beginnt, geboren um 1840. Die Generation 6 endet momentan mit Gal Koren, geboren 2003. Von 1 bis 6 spult sich eine Liste von Geburts- und Sterbeorten ab: Łańcut, Leipzig, Kassel, Lyon, Chadrac-la-Renaissance, Rodez, Berlin, Wien.

Europa – meine Großmutter väterlicherseits, Frieda Buch, wird als österreichische Staatsbürgerin in Łańcut in Galizien geboren. Auf heutigen Landkarten befindet sich die Stadt im Süden Polens nahe der ukrainischen Grenze. Aber 1906, Friedas Geburtsjahr, gehört Łańcut/Landshut zur österreichisch-ungarischen Monarchie. Galizien wird im Laufe des Jahrhunderts mehrfach neu konfiguriert, infolge der jeweiligen Dramen und Kriege, die Osteuropa verwüsten: eine Provinz der Habsburger Doppelmonarchie, von der kaiserlich russischen Armee erobert, von der österreichisch-deutschen Armee zurückerobert, von der Sowjetunion annektiert, von den deutschen Truppen überfallen, von der Roten Ar-

mee zurückgewonnen und zwischen Polen und der Ukraine aufgeteilt.

Europa – der Vater meiner Großmutter ist Rabbiner, ein chassidischer Rabbi, sein Name ist Goldblatt. Er schafft es, sechs Kinder zu zeugen, bevor er 1910 an Tuberkulose stirbt. Er wird in Łańcut beerdigt – seine Grabstätte ist heute verschwunden, die deutschen Truppen haben den Friedhof im Krieg zerstört. Esther Buch, die Frau des Rabbiners, die Mutter meiner Großmutter, stellt Käse her, den sie als Hausiererin verkauft. 1916 – sie will vor dem Krieg fliehen, Łańcut befindet sich auf der Frontlinie – emigriert sie mit ihren sechs Kindern nach Deutschland, nach Kassel.

Europa – Polen ist somit, nach rein geographischen Gesichtspunkten, das Land meiner Vorfahren. Städte währen ewig, Länder wechseln den Besitzer.

Europa – in Kassel trifft Frieda Buch, die Buchhändlerin geworden ist, Nathan Zormann – der später Alphonse Sormann heißen wird –, meinen Großvater, den Sohn eines Züchters von Mietpferden. Sie heiraten 1932. Alphonse wurde als russischer Bürger in Warschau geboren, einer Stadt unter Befehlsgewalt des Zaren. Aber es ist eher seine Religion, die ihn charakterisiert, denn sein Land: Alphonse, dessen Muttersprache Jiddisch ist, ist ein jüdischer Untertan des Russischen Kaiserreichs. 1917 verlässt er Warschau und begibt sich nach Berlin, um der Einberufung zu entgehen. Er absolviert eine Schneiderlehre und gründet im Alter von 20 Jahren ein Modehaus. Nach der Krise 1929 und dem Erstarken des Antisemitismus lässt er sich in Kassel nieder, einer Stadt, die ihm ruhiger scheint, gastfreundlicher. Er wird Schneider. 1933 wird sein Geschäft von einer Horde Nazis zerstört. Alphonse und Frieda

entscheiden sich, ins Exil zu gehen wie auch die fünf weiteren Kinder von Esther Buch, die sich in der ganzen Welt verstreuen.

Europa – Alphonse und Frieda gehen Richtung Westen, immer weiter. Sie wählen Frankreich, die Region Paris, die Stadt Le Pecq im Departement Yvelines. Sie treffen dort einen Freund wieder, Besitzer eines winzigen Kleiderladens, ein Flüchtling auch er, der sie anstellt. Das Paar spricht nicht ein Wort Französisch – das zweisprachige Wörterbuch auf dem Ladentisch erleichtert das Geschäft. 1935 kommt ihr erster Sohn Freddy zur Welt.

Europa – Sommer 1940: Alphonse und Frieda flüchten Richtung Südfrankreich, ins Departement Lot-et-Garonne, sie bleiben in Nérac, der Stadt von Heinrich IV. Noch einmal treffen sie auf einen Freund, dieser ist Notar. Dank des Familienschmucks sowie des im Geschäft in Le Pecq gewonnenen Goldes kaufen sie einen Hof. Sie produzieren mit Hilfe eines Angestellten namens Marcel Wein. Bis 1942 befindet sich Nérac in der unbesetzten Zone, Alphonse und Frieda sorgen sich nicht weiter – Pétain hat erklärt, dass alle Juden, die fähig sind, als Landwirte zu arbeiten, nicht verfolgt werden.

Europa – Ende 1942, die freie Zone wurde besetzt, beginnen die Razzien in Nérac. Alphonse schließt sich dem Widerstand an, den Freien Französischen Streitkräften im Ariège. Freddy wird unter falschem Namen bei einer Familie untergebracht. Frieda bleibt auf dem Hof: wenn die französische Gendarmerie und die Milizen in die Stadt kommen, schlüpft sie in ein Versteck hinter dem Kamin. Guy wird im März 1944 geboren. Im August kündigt sich eine letzte Razzia an – der Säugling wird dem jungen Bauern Jeannot anvertraut, der ihn in einem Schinkensack versteckt, um eine Sperre zu passieren. Alphonse nimmt an der Befreiung von Nérac mit einem nicht geladenen Gewehr teil. Die ältere Schwester von Frieda, Lotte Grunspann, die in Paris verblieben war und 1940 im Lager von Rivesaltes interniert wurde und an Typhus erkrankte, kann fliehen und gelangt nach Nérac.

Europa – Jeannot wird als Gerechter unter den Völkern geehrt.

Europa – der Krieg ist zu Ende, Alphonse und Frieda kehren nach Le Pecq zurück. Ihr Haus wurde von der amerikanischen Luftwaffe

bombardiert. Im Rahmen der Entschädigungszahlungen werden sie im selben Departement untergebracht, in Sartrouville in der Rue Voltaire. Sie eröffnen ein neues Bekleidungs-geschäft, dessen Ladenschild mit braunen Buchstaben auf gelbem Grund verkündet: Zum Fortschritt.

Europa – die Familie von Frieda, in alle Welt zerstreut, überlebt den Krieg und die Vernichtung. Die Familie von Alphonse wird ausgelöscht. Sie waren alle in Deutschland oder Polen geblieben, sie wurden alle verfolgt und deportiert, sie sind alle tot.

Europa – 1947 beantragen Alphonse und Frieda die französische Staatsbürgerschaft. Ihr jüngster Sohn Guy wird auf der Einbürgerungs-urkunde vergessen. Jahre später, er benötigt einen neuen Personalausweis, fordert ihn die Präfektur auf, den Beweis zu erbringen, dass er Franzose ist.

Europa – Lotte hat sich immer geweigert, die Einbürgerung zu beantragen, sie zieht es vor, ihren Ausweis als Staatenlose zu behalten, ein Dokument in Form eines Akkordeons.

Europa – siebzig Jahre nach der Befreiung bezieht Freddy noch immer eine Rente der deutschen Regierung als Kriegsofopfer.

Europa – 2013 fahre ich auf Einladung des Institut français zum ersten Mal nach Polen, nach Krakau. Ich bin nur einige Stunden Zug-fahrt von Łańcut/Landshut entfernt – einer zweifelsohne ewigen Stadt, in der man das Schloss aus dem 15. Jahrhundert und die 1761 erbaute Synagoge, die wie durch ein Wunder verschont wurde, besichtigen kann. Ich bin nicht nach Łańcut gefahren.

Aus dem Französischen von
Katrin Thomaneck

JOY SORMAN

geboren 1973 in Paris. Sie studierte Philosophie und veröffentlichte 2005 ihr erstes Buch *Boys, Boys, Boys* im Verlag Gallimard. Seitdem sind mehrere Romane und Essays von ihr erschienen. Joy Sorman arbeitet auch für verschiedene französische Radio- und Fernsehsender.

Katerina Poladjan

DIALOG ÜBER EMOTIONEN

Du als Russin, was denkst du? Ich bin auch Armenierin. Ich bin auch Deutsche. Das spielt jetzt keine Rolle, für mich bist du Russin und ich frage dich, was denkst du über den Wahnsinn? Welchen Wahnsinn meinst du? Meinst du die Ukraine? Natürlich die Ukraine, du als Russin! Es gibt auch noch anderen Wahnsinn. Du warst doch erst in Ungarn. Spürt man dort den Faschismus? Dafür muss ich nicht nach Ungarn fahren. Ich muss nur den Montag in Deutschland abwarten. Aber wir kommen vom Thema ab. Was in der Ukraine geschieht, bereitet mir Kopfzerbrechen. Ich möchte das verstehen. Ich versuche zu verstehen, was und warum ich nicht mehr verstehen kann. Als ich 1979 nach Deutschland kam, sagten meine Eltern: Jetzt lernst du die Freiheit kennen. Ich war damals sechs Jahre alt und dachte, die Freiheit hätte ich lieber in Russland kennengelernt. Ich wollte in Moskau in die erste Klasse gehen mit meiner Freundin Sveta und nicht in Berlin Marienfelde. Überhaupt, das Aufnahmelaager Marienfelde. Erinnerst du dich daran? Ich habe viel

vergessen. Es lässt sich besser leben, wenn man vergisst. Ich erinnere mich an die Ausgabe von Kleidung. Eine Frau, eher breit als schmal, kam jeden Montag mit riesigen Kleidersäcken in den Speisesaal des Lagers. Zuerst durften sich die Flüchtlinge aus der DDR Kleidung aussuchen, dann kamen die Polen an die Reihe und dann wir. Manchmal flüsterte mir meine Mutter zu, schau, die anderen sind gierig und blind, die schönsten Sachen bleiben für uns. Und blieben die schönsten Sachen für euch? Das habe ich vergessen. Aber wenn ich die Kleider aus den Säcken trug, stellte ich mir die Mädchen vor, die sie vor mir getragen hatten. Ich erfand Namen und Gesichter und war in ständiger Sorge, dass ein Kind seine Schuhe oder seine Jacke erkennen würde und ich irgendwo auf einem öffentlichen Platz die fremde Kleidung ausziehen und zurückgeben müsste. Jeder Stein, jede Litfaßsäule, jede Mülltonne hatte Augen. Du kommst wieder vom Thema ab, was sagen deine Eltern zu der Krise? Mein Vater klagt über Menschen ohne Inhalt und sonst kümmert er sich um seine Kunst. Meine Mutter ist in Priluki geboren, 80 Kilometer von Kiew entfernt, und sie sagt, sie habe als Kind den Blindschleichen morgens ein Schälchen Milch auf die Terrasse gestellt. Vor einigen Tagen saß ich mit ihr in einem Café in Berlin Friedenau, dort, wo alles so friedlich und satt ist. Wir aßen Torte und meine Mutter sagte, sie mal an, jetzt ist es in Russland wie damals, nur schlimmer. Zwischen den Worten *nur* und *schlimmer* machte sie eine Pause und sah zur Decke, als befände sich dort oben eine Antwort. Dann klagte sie über ihr Rheuma und erzählte einen Witz. „Der Fuchs fragt die Krähe: Du gehst Putin wählen? Die Krähe schweigt. Der Fuchs fragt wieder: Du gehst Putin wählen? Die Krähe schweigt beharrlich. Du gehst Putin wählen?, wiederholt der Fuchs. Die Krähe öffnet den Mund und sagt: Ja! Ein Stück Käse fällt heraus. Der Fuchs schnappt den Käse und läuft weg. Die Krähe denkt: Hätte es etwas geändert, wenn ich Nein gesagt hätte?“ Plötzlich wandelte sich eine Dame vom Nebentisch an uns. Sie

wolle sich nicht in unser heiteres Gespräch einmischen, aber sie müsse doch mal sagen, dass das, was *wir* in der Ukraine anrichteten, wider alle Menschlichkeit sei. Meine Mutter erwiderte, dass wir mitnichten etwas Unmenschliches in der Ukraine anrichteten, dass wir vielmehr hier saßen und Torte aßen. Danach wurde sie schweigsam und im Bus sagte sie, weißt du, wir sind hierhergekommen, damit wir keine Angst mehr haben müssen. Es dauerte einige Zeit, bis ich mir eingestand, wie sehr mich dieses Ereignis erschreckt hatte. Noch nie zuvor bin ich aufgrund der bloßen Tatsache, dass ich in der Öffentlichkeit Russisch spreche, angegriffen worden. Welche Ressentiments lauern hinter dieser Fassade? Welche Zeit lauert im Schatten dieser Bürgerlichkeit? Plötzlich werden sogar Freunde misstrauisch. Was denkst du wirklich über Putin? Und ich beginne mich aufzulösen, beginne mich zu rechtfertigen für etwas, was ich nicht bin. Krude vermischen sich unliebsame Tatsachen und berechtigte Sorge bis zur Unkenntlichkeit. Bist du dafür oder dagegen? Freund oder Feind? Aus Freunden werden strenge Menschen. Wenn es heikel wird, schlüpfen sie in ihre Sicherheit zurück. Das ist doch nicht verkehrt? Aber ich werde geprüft. Mit dem Konflikt in und um die Ukraine ist der Krieg wieder nahe gerückt, etwas, was wir nach den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien all-zu gerne für abgeschlossen und vorbei erklärt hatten. Nun ist Europa wieder Partei in einem Konflikt, immerhin nicht Kriegsteilnehmer, aber involviert auf eine Weise, bei der die Frage einer Mitschuld an der aktuellen Entwicklung berechtigt ist. Wieder kommst du vom Thema ab. Was ist mit den Russen los? Also gut, die Russen haben Angst, nach Putin könnte es noch viel schlimmer kommen, denn aus dem Kreml kam noch nie etwas Gutes. Daran erinnern sich die Russen und deshalb wird vorsichtshalber der eigene Kopf ausgeschaltet. Verstehst du? Den Kopf ausschalten? Du tust ja gerade so, als wäre dir das fremd. In Russland herrscht ein Lebensgefühl der langen Angst. Keine Angst zu haben,

wäre ihnen unheimlich. Das ist der Acker, auf den Putin seinen giftigen Samen streut. Ist wirklich Putin das Problem? Die Umstände, die Zeit, dies und das, der globale Kapitalismus? Und was? Das Verschieben der eigenen Verantwortung oder wie es ist, wenn wir nicht mehr selber denken. Das eigene Gewissen könnte ein guter Wegweiser sein, aber wie unterscheide ich meine Stimme von anderen Stimmen? Vielleicht ist das nicht menschlich? Das wäre die eigentliche Tragödie. Selbst hier, wo die Welt noch halbwegs in Ordnung scheint, gehen die Menschen auf die Straße und beschwören Gespenster. Wie soll es dann dort sein, wo die Welt gar nicht in Ordnung ist, es vielleicht noch nie war? Und was ist nun deine Meinung? Ich habe Fragen. Ich suche nach Antworten und hinterfrage auch diese. Urteilen und betroffen sein ist einfach, aber im schwarzen Moment nach der Welt zwischen den Menschen zu suchen ist eine echte Aufgabe. Was willst du sagen? Ich will mich nur unterhalten. Ich will, dass wir aufhören, uns mit Begriffen zu bewerfen, um uns anschließend zu wundern, woher unsere Blessuren stammen. Das denke ich. Als Russin, als Armenierin, als Deutsche, als was auch immer.

KATERINA POLADJAN

geboren 1971 in Moskau. Sie absolvierte ein Studium der Angewandten Kulturwissenschaften in Lüneburg und arbeitete nach ihrer Schauspiel Ausbildung in Hamburg und München u.a. am Münchener Residenztheater, in Hamburg am Schauspielhaus und auf Kampnagel sowie in Berlin am HAU und im Ballhaus Ost. Für ihre literarische Arbeit erhielt sie 2003 ein Stipendium der Neuen Gesellschaft für Literatur in Berlin und 2014 das Alfred Döblin Stipendium. 2008 wurde sie im Literaturhaus Hamburg in der Reihe „Perlen vor die Säue“ für ihren Text *Dann laufen wir* ausgezeichnet. Ihr erster Roman *In einer Nacht, woanders* ist im Herbst 2011 im Verlag Rowohlt Berlin erschienen.

Adam Thirlwell SECESSION

KURZER EXKURS ÜBER EUROPA

Ich bin ein in London geborener Schriftsteller: meine Eltern waren Briten, meine Mutter war auch Jüdin. Und ich denke, Brite und zugleich jüdischer Herkunft zu sein, bedeutet, eine ganz eigene Beziehung zu dem idealen, dem fiktiven Europa zu haben. Brite zu sein, das heißt, auf dieser Insel im Atlantik zu leben – ein ständiges Zögern zwischen Europa und Amerika. Während man als Jude die Geschichte Europas vor allem als eine Geschichte der Katastrophen kennt. Beide Aspekte gehören zu mir und wahrscheinlich habe ich daher so meine Zweifel an jeder Art Europa – dem realen Europa der Politik und dem idealen Europa der Kunst –, auch wenn ich mich gern als Teil dieser idealen Geschichte sehen würde. Immer schon habe ich an meine Kunst geglaubt, daran, dass die Kunst des Romans auf die eine oder andere Art mit einem Ideal von Europa verknüpft ist. Aber es gibt ein Problem. Ich weiß, dass das reale, das politische Europa eine Folge sich überlagernder Imperien ist – beginnend mit dem West- und dem Oströmischen Reich und diversen weiteren Weltreichen: der Habsburger Monarchie, der Sowjetunion ... Eine Geschichte von Invasionen. Die Kunst des Romans lässt sich indessen nicht auf diese politische Geographie begrenzen. Die Schriftsteller, die ich schätze, sind entweder mit der Geschichte der zahlreichen politischen Zusammenbrüche, mit den verschwundenen Staaten verbunden – so wie Bohumil Hrabal und Danilo Kiš – oder sie lebten auf anderen Kontinenten wie Borges und Nabokov. Und daher hat sich mein Bild des fiktiven, des idealen Europa nach und nach verändert. Ich bin immer stärker davon überzeugt,

dass Europa etwas ist, das man mit sich nehmen kann – etwas Tragbares, wie ein schnell aus dem Stegreif aufgebaute Schreibtisch. Europa ist eine Geschichte, die jeder ausweiten kann. Daher liebe ich Europa vor allem dort, wo es sich auflösen beginnt – an seinen Rändern: in den russischen Steppen, den amerikanischen Wolkenkratzern, an den Meeren Istanbuls; und dann: wie es in den Megastädten Lateinamerikas zerbröckelt. Was auch immer von Europa übrigbleiben sollte, ich glaube wirklich, dass es weit entfernt von seinen Ursprüngen wieder auftauchen wird. Man wird weit reisen müssen, um Europa zu entdecken. Man würde viele lange Tage reisen – ganz so wie die geduldigen, unnachgiebigen Steuereintreiber eines alten Reiches, die Monate, ja sogar Jahre für ihre Auftraggeber unterwegs waren, um auch noch mit den ungläubigsten, am weitesten entfernten Bewohnern zu argumentieren ...

Aus dem Englischen von
Katrin Thomanek

ADAM THIRLWELL

geboren 1978, studierte in Oxford Anglistik und lebt heute als freier Schriftsteller in London. Er schreibt regelmäßig Beiträge für den Guardian, die New York Review of Books, Le Monde u.v.m. Auf Deutsch sind bislang zwei Romane von ihm erschienen, *Strategie* (2004) und *Flüchtig* (2010), sowie der Essay *Der multiple Roman* über die Kunst des Romans und das Abenteuer der Übersetzung.



Marie Cosnay SECESSION

IM SÜDEN, ABER NICHT ZU WEIT IM SÜDEN

(...) Wenn man da, wo ich lebe, von dort spricht, sagt man *drüben*. Man hört dabei heraus, wie schwierig es ist, auf die andere Seite zu gelangen. Ein paar Kilometer, und es ist *drüben*. Man hört heraus, um welches Land es sich handelt, Norden und Süden. Ein Land, aber zerschnitten – eine historische, geopolitische Rasierklinge ist hindurchgegangen. Wir werden dir jetzt nicht die Beschädigungen, den Konflikt erklären, den *schmutzigen Krieg*, mit dem das spanische Königreich ab 1983 reagierte. Ein geteilter Winkel Europas. Eines Europas, das ein bisschen im Süden liegt, aber nicht zu sehr.

28. März 2014. Nach mehr als 30 Jahren können die Flüchtlinge zurück nach Hause, hinüber in den Süden, nach drüben. Jon, der drei Sprachen fließend beherrscht, eine davon seine Muttersprache, gehört zu denjenigen, die nach einem langen Exil dorthin zurückkehren. Willst du wissen, was das mit deinen Eingeweiden anstellt, sagt er. Es war der 28. März 2014. Die Flüchtlinge, *réfús*, sagt man hier, ohne genauer zu unterscheiden (wenn sie auch nicht zur ersten Welle ab den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts gehören, sind sie doch deren Erben), können ins Dorf zurück. Nach drüben.

Ende Bürgerkrieg *Teil zwei*, Rückkehr aus dem Exil? Immer noch kein Land, eine entzwei geschnittene Sprache, entzwei geschnittene Zunge, die hartnäckig erfinden will. Natürlich, eine unsichere Situation. Natürlich, die Angst, diejenigen nicht wiederzuerkennen, mit denen

man aufgewachsen ist, die unglaublich lange Zeit, die verstrichen ist, die nicht verstrichen ist. Und die Kinder, die *drüben* überhaupt nicht kannten. Manche *réfús* wollen nicht hinübergehen. Noch nicht. Oder es ist zu spät. Vor 1981 war Iparralde ein *Refugium*. Danach musstest du Asyl bekommen. Spanien war ein, ein – wie sagst du nochmal? (...)

Flüchtlinge machen keinen Lärm, ein paar Handvoll ältere Herren, die nach einem ganzen Leben nach Hause zurückkehren; sie stoßen die Tür der Kneipe auf. Ihre Fotos erwarten sie, ausgestellt. Ihre Porträts an den Wänden der Cafés und der Städte.

Siehst du es, von da oben? Europa, seine Troika, die Ränder seiner Ränder, seine PIGS, sein beschissenes Vokabular, seine Schulnotizen, Belegung und Wachstum, Sparkurs, Freihandel, seine Festungen und das Meer, wo wir zu Tausenden sterben? Siehst du den alten Kessel, die ehemaligen und zukünftigen Nationen, die herumzappeln, das Europa der Paläste, sehr sehr arme Arme, und Reiche, die so reich sind, wie man es sich nicht vorstellen kann? Wir haben vor gar nicht allzu langer Zeit gelernt, dass ein sichtbarer Bruch zwischen Arm und Reich ein Kennzeichen der Dritten Welt sei, hast du das vergessen? Siehst du es von oben? Siehst du seine, wie sagt man, seine, wie sagt man nochmal, De-mo-kra-tien?

Komm näher. Ein paar Handvoll ältere Herren legen diese paar Handvoll Kilometer

zurück und überqueren die Grenze. Es ist das Ende eines Konflikts. Doch gleichzeitig werden andere ausbrechen, und wir haben nichts daraus gelernt. Du kennst nur die Zeit, die andauert, die Falten auf der Stirn, die Enkel und die Vorfahren, die Trauerfeiern und den Boden, auf dem gejätet wurde, wie die alten Frauen und Männer der Familie Seite an Seite jäteten. 34 Jahre.

Am 28. März sind sie zurückgekehrt. (...) Sie gingen zu der Erinnerungsveranstaltung, doch, weißt du, nicht feierlich, obwohl ihre Beiläufigkeit das Feierlichste war, was man jemals gesehen hatte. Lichter in der Hand und die *txistu*, die kleine Flöte, ein Kinderauge, das geweint hat, sieht sie an, die alten Frauen würden Blumen werfen, wenn sie etwas werfen sollten, und der ganze Rest schwebt, Fahne, Schilder, Lichtkegel auf der Straße, das ganze Drum und Dran. (...)

Manchmal küsst jemand einen anderen, das Licht der Rückkehr, Stolz über ein paar Kilometer, wenn alles in den Händen liegt. Wie fühlt sich das an, wenn man aus dem Exil zurückkehrt, die Hände in den Taschen, man hält einen kleinen Jungen bei der Schulter, wie fühlt sich das an? Vor allem ist es nicht laut und auffällig. Zwei Reihen von Beinen, Musik, die vorbereitet wird. Die Füße sind bereit, bei der Erinnerungsfeier davonzufiegen. Jeder Kuss ein Blick. Das fühlt sich an, wie wenn du aus dem Exil zurückkommst. Sie waren in einem Land versteckt, das selbst in einem Land

versteckt ist, ihrem Land. Exilanten im Inland – wie fühlt sich das an, wenn man zurückkehrt, wenn man das kleine geteilte Land durchquert und dabei den großen, rissig gewordenen Kessel Europas grollen hört, der mit zusammengebissenen Zähnen alles versperren und alles gewinnen will; es stimmt, man kehrt niemals zurück. (...)

Eure Exilporträts warten seit über dreißig Jahren auf den Mauern eurer Städte. (...)

Jeder nimmt hinter seinem Foto Aufstellung. Das ist die Abschlusszene. Jeder stellt sich hinter seinem Porträt auf und zerreißt es endgültig. Dabei entstehen Fetzen von Exilanten eines winzig kleinen geteilten Landes mitten in Europa. Im Süden, aber nicht zu sehr im Süden. Die Fetzen fallen herunter. Man rollt sie zusammen, zerknüllt sie. Man pfeift und applaudiert. Man ist rübergegangen. Bald wird man eine Geschichte zu erzählen haben.

Aus dem Französischen von
Frank Weigand

MARIE COSNAY

geboren 1965 in Bayonne. Sie ist Lehrerin der klassischen Sprachen und arbeitet als Übersetzerin. Marie Cosnay begann ihre literarische Karriere im Jahr 2000, seitdem sind zahlreiche Texte von ihr erschienen. Sie lebt als freie Schriftstellerin im französischen Baskenland.

Ivana Bodrožić

EINE BRAVE FRAU

Meine Tochter heißt Klara. Ihre Urgroßmutter väterlicherseits hat sie nur einige Male in ihrem Leben gesehen. Die beiden leben nicht nahe beieinander, zwischen ihnen liegen etwa dreihundert Kilometer, und außerdem haben die jüngsten historischen Ereignisse dafür gesorgt, dass inzwischen auch eine Staatsgrenze zwischen ihnen liegt. Aus all diesen Gründen stehen sie sich nicht nahe, aber wann immer sie sich treffen, versucht die alte Frau einen Zugang zu dem kleinen Mädchen zu finden, so wie alte Großmütter es immer schon getan haben. Nachdem die beiden kein gemeinsames Leben führen und die alte Oma so gut wie nichts über das Mädchen weiß, spielt sich ihre Begrüßung jedes Mal folgendermaßen ab: Die Großmutter küsst das Mädchen auf die Wangen, das Mädchen wischt sich die Wangen mit dem Ärmel ab, die Großmutter wundert sich, wie groß die Kleine schon geworden ist, und fragt: „Weißt du, wer Klara Zetkin war?“

Die alte Großmutter hat nicht in Leipzig studiert, sie war keine Aktivistin in Paris, sie skandierte keine Parolen über das Recht auf freie Liebe, Scheidung und Schwangerschaftsabbruch. Sie brachte vier Kinder zur Welt, einen Großteil ihres Lebens verbrachte sie auf dem Land, arbeitete im Haus und außerhalb, aber wie es der Zufall wollte, drang die *Nachricht* bis zu ihr durch. Die Jugendzeit der Großmutter fiel in die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Zweite Weltkrieg markierte im sozialistischen Jugoslawien den Beginn radikaler Reformen im Hinblick auf die Stellung der Frau in der Gesellschaft. Diese Reformen wurden umfassend und gut organisiert durchgeführt. Deshalb sorgte sie dafür, dass ihre beiden Buben und Mädchen die gleiche Schulbildung erhielten und dass alle einen Universitätsabschluss machen konnten.

Durch die Gründung der Antifaschistischen Front der Frauen (AFŽ) konnten die Frauen in dieser Gegend zum ersten Mal gleiche gesetzli-

che Rechte für sich erkämpfen, und zwar in allen Segmenten der Arbeit und des Lebens, und sie erhielten auch ein Stimmrecht für Wahlen auf allen Ebenen. In der damaligen Verfassung, die vor über einem halben Jahrhundert verabschiedet wurde, stand geschrieben: „Die Frauen sind Männern gegenüber in allen Bereichen des ökonomischen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens gleichberechtigt“, und außerdem: „Frauen bekommen den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit und genießen im Arbeitsverhältnis einen besonderen Schutz.“

Klarerweise war damit das Problem im Privaten und im Familienleben noch nicht gelöst, denn in der Familie wird immer in einer Parallelrealität gelebt. Ebenso wenig darf es verwundern, dass die patriarchale Ordnung in den Köpfen und Herzen der Menschen überlebt hatte. Aber zum ersten Mal gab es ein System, das von sich aus danach strebte, die jahrhundertlange Ungleichheit der Frau zu überwinden.

Die Antifaschistische Front der Frauen baute ein Netz in allen Republiken des ehemaligen Jugoslawiens auf und trat in direkten Kontakt mit den Frauen. Die *Nachrichten* wurden klar und eindeutig an eine Vielzahl von Frauen weitergegeben, über Zeitschriften, die in einer heutzutage unvorstellbar hohen Auflage erschienen (*Die Frau im Kampf*, *Die Frau*, *Die Frau heute*). Die Antifaschistische Front der Frauen war die größte Massenorganisation der Frauen in der Geschichte unserer Region. Sie hatte die Aufgabe, Frauen in Stadt und Land zusammenzubringen und Lesekreise, Kurse und Kulturprogramme für die Hälfte der Bevölkerung zu organisieren. Damit wurde ein Raum geschaffen, in dem hunderttausende Frauen zum ersten Mal herausfinden konnten, welche Möglichkeiten es für sie gab, am wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Es wurde öffentlich über alle Phänomene diskutiert, die das Leben der Frauen und ihre Stellung in der Gesellschaft betrafen.

Klara und ich sitzen vor dem Fernseher und schauen die Live-Übertragung des „Festivals der Demokratie“, das im Vorfeld der Bekanntgabe des neuen kroatischen Präsidenten stattfindet. Im Finale sind noch zwei Kandidaten für das höchste Amt im Staat. Der eine ist der bisherige kroatische Präsident Ivo Josipović, Kandidat der Sozialdemokratischen Partei (SDP), die lauthals und zumindest deklarativ ihr antifaschistisches Erbe zur Schau stellt. Die andere Kandidatin gehört zu der rechts orientierten, konservativen und nationalistischen Partei HDZ. Klara hält zu der Frau. Das entbehrt nicht einer gewissen Logik. Kroatien hatte noch nie einen weiblichen Präsidenten. Und das ist etwas, was deren Partei (ebenso deklarativ) zur Schau stellt.

Eine Partei, deren aktueller Vorsitzender Tomislav Karamarko in seinen Ansprachen das totalitäre kommunistische Regime mit dem antifaschistischen Kampf gleichsetzt und unablässig Intoleranz gegen andere und Andersdenkende predigt. Eine Partei, die öffentlich die Forderungen von Abtreibungsgegnern unterstützt, die sich vor gynäkologischen Kliniken versammeln und beten. Eine Partei, die in ihrem Statut ihren weiblichen Mitgliedern vorschreibt, wie sie angezogen sein müssen, wie hoch ihre Absätze sein dürfen, eine Partei, deren eigentlicher Vorgänger die harte patriarchale Ordnung ist, die den Frauen buchstäblich zeigt, wo ihr Platz ist.

Und dann kommt das Finale.

Klara schläft schon, und Kroatien verkündet die neue Präsidentin, die erste Präsidentin in der Geschichte Kroatiens, Frau Kolinda Grabar Kitarović. Sie schreitet entschlossen zur Rednertribüne, vermutlich ohne selbst zu begreifen, was ihr da soeben widerfahren ist, und wendet sich in diesem historischen Augenblick an das Volk. Wenige Sekunden, bevor sie vor das Mikrofon treten kann, schiebt sich jedoch der Parteivorsitzende Tomislav Karamarko in den schmalen, aber mit Macht angefüllten Raum. Das ist eine rein triebhafte Geste, vorbei am politischen Verstand und an der Logik des Augenblicks. Mitglieder und Sympathisanten im Wahllokal skandieren ausgelassen „Franjo! Franjo!“ (wie im Delirium rufen sie den verstorbenen Franjo Tudman herbei), während Karamarko, Kandidat für die hohe Funktion des Premiers, seine Ansprache beginnt. Ohne dass irgendjemand es befremdlich findet, bedankt sich Karamarko in den ersten Sätzen beim Ehemann der neuen Präsidentin, dem Professor Jakob („Jakov! Jakov!“), dessen Lebensgeschichte

in den letzte Wochen in sämtlichen Zeitschriften und Zeitungen nachzulesen war. Man hatte ihn porträtiert als ein Phänomen, das mit einer gewissen Verwunderung und sogar Belustigung zur Kenntnis genommen wurde, denn dieser Mann hatte doch tatsächlich sein Leben in den Dienst der Karriere seiner Ehefrau gestellt. Es ist nicht nötig zu betonen, dass die umgekehrte Situation, in der Parteimitglieder sich bei der Ehefrau eines Kandidaten bedanken würden, weil diese den Wahlkampf ihres Mannes *ausgehalten* hatte, vollkommen undenkbar wäre.

Als Tomislav Karamarko endlich fertig ist mit seiner unangemessenen und unanständigen Ansprache, steigt schließlich die Präsidentin auf die Tribüne und die Menge beginnt wieder zu skandieren, und raten Sie mal was? „Kroatien! Kroatien!“ Die Assoziationskette, gestützt durch die logische Linie in den Köpfen der Leute, ist nun endlich in aller Klarheit entlarvt und sieht folgendermaßen aus: zuerst der Vater, dann der Ehemann und zum Schluss die Heimat. In dieser Kette ist kein Platz für eine Präsidentin, außer, sie ist eine brave Frau und weiß, wo ihr Platz ist. Bislang zeichnet sich ab, dass sie ihren Platz tatsächlich kennt. Allerdings ist nicht klar, ob ihr bewusst ist, dass sie nicht einmal diesen untergeordneten Platz, an dem sie sogar noch auf der Rednertribüne erniedrigt wurde, jemals hätte einnehmen können, wäre da nicht der antifaschistische Kampf gewesen, die Antifaschistische Front der Frauen, also ein ganzes kulturelles Erbe, das nach wie vor bekämpft wird, nämlich von Vater, Ehemann und Heimat.

Aus dem Kroatischen von Mascha Dabić

IVANA BODROŽIĆ

geboren 1982 in Vukovar/Kroatien. Sie studierte Kroatistik und Philosophie in Zagreb. Sie veröffentlicht Lyrik in den Literaturzeitschriften Quorum und Vijenac sowie in der Rundfunksendung Poesie laut gesprochen. Für ihren ersten Gedichtband *Der erste Schritt in die Finsternis* erhielt sie den bedeutendsten kroatischen Preis für junge DichterInnen „Goran“. Auf Deutsch ist sie in der Anthologie *Konzert für das Eis* vertreten. Der Roman *Hotel Zagorje*, in dem sie ihr Aufwachsen in einem Flüchtlingsheim bearbeitet, ist 2010 erschienen, dt. *Hotel Nirgendwo* (Zsolnay Verlag, 2012).



Katharina Tiwald SECESSION

NUR SO EINE FRAGE ZUR FLÜSSIGKEIT

25. Mai; Wahlen ins EU-Parlament; ich war in meiner Heimatgemeinde, habe mein Kreuzchen gemacht und fahre jetzt durch eine Vorortegegend voller Möbelhäuser und Lagerhäuser und Riesensupermärkte. Und durch einen Plakatewald. Im Radio läuft eine Beethoven-Ouvertüre wie ein Soundtrack zur Wichtigkeit des Tages. Und im Kontrast zu dieser Wichtigkeit, Erhabenheit, stecken diese Plakate am Straßenrand, vor Lagerhaus und Möbelhaus; man mag von Beethoven halten, was man will, aber vor der Beethovenfolie und kräftig unterstützt von InterSparRiesen und SchuhHaus-Diskonter wirken die Nachrichten der Parteien an mein Gewissen genauso wie alle andere Produkteschreierei. Wähl SPÖ, wasch dir deine Haare bitte mit Eldorado. Wähl ÖVP, wende dich bei der Was-soll-ich-essen-Frage vertrauensvoll an Doktor Otti. Und die FPÖ verspricht dir die faltfreie Haut und die REKOS (Reformkonservativen) den schönsten Nagellack und ich weiß nicht was.

Ich wähle gern, ich weiß mich gern in Europa, und ich kann mich gut daran erinnern, wie der Eiserner Vorhang ausgesehen hat – ich bin 30 km davon entfernt aufgewachsen. Bei der heutigen Wahl hat mich ein leichtes Unwohlsein befallen; etwas vom Gefühl, im Dunklen zu tappen. Etwas von der Ungreifbarkeit einer Botschaft. Das Unwohlsein bestätigt sich indirekt, als ich später an diesem Tag einem meiner ehemaligen Lehrer begegne, der heute Wahlhelfer war – und zwar im örtlichen Spital. Kein einziger, erzählt er mir, sei dort zur Wahl gegangen. Ich erzähle ihm im Gegenzug, alle Parteienmitteilung erscheine mir wie Werbung: Informationsgehalt bei Null, die Schamlosigkeit der Lüge fast sichtbar unter den großen Papierbögen, das Bemühen um eine ästhetische Linie und um eine Punktlandung auf der Publikumswirksamkeit so offensichtlich, dass es peinlich wirkt.

Ich wähle aber gern. (In der Zwischenzeit erzählt mir meine ukrainische Mitbewohnerin, sie wolle die neuesten Nachrichten aus der Ukraine gar nicht mehr lesen. Sie lacht schief, schminkt sich, kocht viel und gut und mütterlich und geht arbeiten, während sie an ihrer Abschlussarbeit schreibt. In der Zwischenzeit müssen ukrainische JuristInnen, die auf der Krim ihren Wohnsitz haben, auf das russische Rechtssystem umgeschult werden, und die tatarische Bevölkerung weiß nicht, wie ihr geschieht; so sieht das frühe 21. Jahrhundert aus.)

Als Slawistin/„Russistin“ schießt mir die Krim-Frage auf einer bestimmten Ebene ein; in gewissen Dingen bin ich informierter als ein Politologe, der mir wiederum in Politik- und Staatstheorie und weiß Gott was eimerweise Nasenlängen voraus hat. Seit Beginn der Krim- und Ostukraine Krise spukt mir eine Gestalt aus der russischen Literaturgeschichte durch den Kopf, und mit ihr ein Schlagwort, das mich zunehmend beschäftigt: das der Identität.

Maksimilian Woloschin war ein russischer Schriftsteller des sogenannten Silbernen Zeitalters – einer Blütezeit der Poesie im knapp vorsowjetischen Russland. Seine Mutter war „halbe“ Deutsche, sein Vater kam aus einem Dnjepr-Kosakengeschlecht. Lange Geschichte, kurzer Sikkus: bereits zur Jahrhundertwende waren in seinem „Haus der Dichter“ in Koktebel auf der Krim ebensolche zu Gast, nutzten die Bibliothek, diskutierten, schrieben Gedichte; im Revolutionsjahr 1917 versteckte Woloschin abwechselnd Kämpfer der „roten“ und der „weißen“ Seite – er war Pazifist, übrigens auch Anthroposoph, und sah die Krim als eine Gegend, die von den kulturellen Schichten aller jemals dort heimisch gewesen Völker zeugte (die Antike lässt grüßen).

Nun war Woloschin kein Ukrainer; die Anthroposophie, der er anhing, lässt sich leicht

kritisieren; ob im Dichterhaus jemals Ukrainisch gesprochen wurde, kann ich nicht sagen. Und trotzdem frage ich mich heute, am 25. Mai 2014, ob wir uns anhand dieser Gestalt im groben Kittel nicht so etwas vorstellen könnten wie eine fließende Identität.

Wie gesagt, ich bin keine Politologin. Als Schriftstellerin verstehe ich mich zwar als politisch, und ich recherchiere ausgiebig, wenn ich an literarischen Projekten arbeite. Dennoch gestatte ich mir den, sagen wir: Abstieg ins Persönliche in meinen Arbeiten, so sie nicht wissenschaftlichen Anspruch haben. Nur zur Sicherheit: ich beanspruche hier keine wissenschaftliche Haltbarkeit. Ich werde keine Identitätskonzepte ausbreiten. Wie dem auch sei, trotz allen Einwänden: ich vereinfache jetzt mal brutal, reiße einen riesigen Komplex an und bitte, die folgenden Zeilen einfach als gedankliches Sprungbrett zu benutzen. Here we go.

Nationale Gemeinschaften sind, wie Benedict Anderson treffend definierte, „imagined communities“ – imaginierte Gemeinschaften. Nichts einfacher, als in einer Zeit der Informationstitbits Politik und ihre Bedeutung über den emotionalen, ja: irrationalen Faktor zu spielen. Nirgendwo geht das leichter als auf dem Feld des Nationalen, wie wir in ganz Europa beunruhigt beobachten können.

Dem entgegenwirkend – und mit einer Conchita Wurst im Argumentenkoffer, die mir, indem ich sie als Beispiel anführe, mitsamt aller Showbiz-Ambivalenz, den Rücken stärkt: warum nicht einfach unsere Identitäten fließen lassen? Warum uns selbst nicht gestatten, zwei, drei, mehr Identitäten zugleich zuzugestehen, dass sie uns ausmachen? Um mich selbst als Beispiel zu zitieren: ich steppanze zwischen dem Unterricht an einer Hauptschule (Unterschicht) und dem an der Universität (solide Mittelschicht) hin und her; beide Welten informieren meine Handlungen in der jeweils anderen – wenn auch ein gewisses Gefühl, sich in jeder bis zu einem gewissen Grad verteidigen zu müssen, immer mitschwingt.

Und trotzdem, bei allen Abers und Implikationen: wäre es nicht, gerade in Grenzregionen, verdammt reizvoll, in seinen möglichen Identitäten hin- und herzuschwimmen? Warum muss das mit Angst besetzt sein – weil es der Obrigkeit nicht entgegenkommt? Weil wir uns angeblich nur über feste Zuschreibungen definieren können? Warum kann man sich nicht gleichzeitig als Ukrainer und Russe – oder als Burgenländerin und Ungarin – oder als Baskin und Franzose – oder als Schottin und Britin – fühlen? Ist das nicht eigentlich viel spannender? Nur so eine Frage. Kein Anspruch auf intellektuelle Vollständigkeit im Durchdenken. Dass die Wahlbotschaften auf den Plakaten so leer wirken, hat unter anderem damit zu tun, dass die Frage nach fließenden Identitäten nicht nur nicht gestellt, sondern unterdrückt wird.

KATHARINA TIWALD

geboren 1979 in Wiener Neustadt, studierte Sprachwissenschaft und Russisch in Wien, Sankt Petersburg und Glasgow. 2005 erschien der Erzählband *Schnitte – Portraits – Fremde*; es folgten mehrere Bücher und Theaterstücke. 2007 spielte Katharina Tiwald ihr Stück *Messe für Eine*, 2009 gastierte sie damit am Kosmos-Theater Wien und beim Festival Glaube & Heimat/Theaterland Steiermark. 2011 wurden die Kurzstücke *körperlicht&schlüsselpein* und *der tod&das mädchen* am Schielefest in St. Pölten aufgeführt; im gleichen Jahr fand die Uraufführung von *Das Cosima Panorama* statt.



Camille de Toledo SECESSION

IM NAMEN DES GEISTERVOLKS

EPISODE 1

Es war bereits spät in der Nacht und die Vertreter der verfassungsgebenden europäischen Versammlung wirkten allesamt blass und müde. In den Gängen rund um den Tagungsraum waren Bankette zum Essen und Trinken organisiert worden, um sie wieder zu Kräften zu bringen. Um die Tablets herum staunte man: Wie war das, was noch vor wenigen Wochen ein uneinnehmbares Ganzes zu sein schien, ein kaum greifbares Netzwerk von Gesetzen und Vorschriften, so plötzlich umgeworfen worden? Wie war es innerhalb weniger Tage gelungen, die alten Institutionen abzusetzen? Kommission, Europarat, sogar das alte Parlament, das zwischen Straßburg und Brüssel pendelte, waren aufgelöst worden. All die alten Abkommen, die zwischen 1945 und dem Ende des 20. Jahrhunderts geschlossen worden waren, Abkommen, die den Einfluss der Handelsware und des Geldes auf den Geist, die Gerechtigkeit und den Sinn untermauert hatten, waren außer Kraft gesetzt worden. Dies war die erste Handlung der Versammlung gewesen: die Aufhebung der Abkommen, dieses Rechtsgefängnisses, in dem sich die Europäische Union nach und nach eingeschlossen hatte. Es war ohne jegliches Zögern geschehen, im Namen einer neuen Gewissheit. Und diese Gewissheit war weder die Rückkehr zur Nation noch die Rückkehr zur abgeschlossenen Identität der alten Souveränitäten, der isolierten Sprachen. In den Monaten vor dem Ereignis hatte es hier und da kleinere Aufstände gegeben: im Süden, im Norden, in Osten Europas, innerhalb oder außerhalb der Union. Die Demonstrationen hatten sich nach und nach zu einem Marsch vereinigt, einem großen trotzigem Marsch. Ein Lied hielt all die unterschiedlichen Sprachen, die vielfach unterschiedlichen Ziele zusammen: *Wir sind das Gespenst eines Volks / Wir sind der demos und der Dämon / Ein Volksgeist, die Fiktion eines Landes / Und im Vergessen haben wir unser Nest gebaut / Wir sind da, wie die Erinnerungen da sind / Wir sind ein Gespenst, und die Zukunft gehört uns*. Sie sangen und marschierten, ohne genau zu wissen, wohin. Auf welche Stadt zu? Brüssel? Paris? London? Frankfurt? Berlin, Sarajevo? Sie marschierten wie Pilger, und unterwegs kamen Leute aus ihren Häusern, um ihnen zu Trinken anzubieten. Sie marschierten, und andere schlossen sich ihnen an. In nur wenigen Tagen hatte die Bewegung Macht, Stärke und ruhige Legitimität angenommen, denn all diejenigen, die sich darin befanden, waren von der friedlichen Gewissheit beseelt, dass dies der richtige Weg war: die Geschichte zu akzeptieren und das verblüffende Risiko eines wirklichen politischen Augenblicks einzugehen. Keine x-te Wahl oder neue Verfahren oder die Virtualität einer digitalen Verbindung zwischen den Regierenden und den Regierten, sondern einen Augenblick der Neubestimmung mit Körpern und Fü-

ßen: einen Augenblick der Amtsenthebung und Absetzung, um die neuen Gedanken, die gegen Ende des 20. Jahrhunderts aufgekommen waren, anzunehmen und weiterzutragen. *Dieser Wagemut war notwendig*. Und davon waren die Vertreter und die Nation der zahlreichen unterschiedlichen Demonstrationen überzeugt. Natürlich gab es auch ein paar Stimmen, die sagten, dass diese Welt, die gerade entstand, keine Legitimität hätte, Stimmen, die danach strebten, Gewalt anzuwenden, die Polizei einzusetzen, dieses Volk für illegal zu erklären, doch es fiel ihnen angesichts der gemeinsamen Front von Entschlossenheit und Hoffnung schwer, zu handeln. Die ehemaligen politischen Eliten begriffen es sofort, als sie sich diesem endlosen Marsch gegenüber sahen. Sie konnten sich nur vor diesem geisterhaften Souverän verneigen. Seine Legitimität war offenkundig, und man musste sich ihr unterwerfen. Somit konnte die Versammlung ohne zu zögern die ersten Absetzungshandlungen durchführen. Die alten Mächte, die ehemaligen sozialistischen oder liberalen Parteien, schienen sich aus Müdigkeit in ihr Schicksal zu fügen: Ein Volk setzte ihrem Leiden, ihrem Zusammenbruch ein Ende. Sie wirkten dankbar. Sie hatten ihre Welt so oft verraten und bestohlen, dass sich längst ein heimliches Schuldgefühl unter ihnen eingeschlichen hatte. Sie waren bereit. Ebenso bereit wie es ein Schuldiger sein kann, der seine Strafe erwartet, sie sogar herbeiwünscht. Während all dieser Jahre hatten sie nach einem Volk gesucht. Sie hatten versucht, es durch massive Umfragen wiederzubeleben. Bei jeder Wahl erbebten sie, als sie die Enthaltungsquoten sahen. Sie hatten versucht, dieses Volk wie eine Marionette reden zu lassen. *Die Europäer wollen dies, die Europäer wünschen sich das. Die Europäer sind nicht einverstanden. Den Europäern ist es gelungen, sich zu einigen*. Doch das wiederholte Scheitern all dieser Appelle hatte sie die Gewohnheit annehmen lassen, in seinem Namen zu sprechen, an seiner Stelle zu entscheiden, was gut für es sei: Der Appell an das abwesende Volk hatte sich in eine Regierung *in Abwesenheit des Volks* verwandelt, und manche hatten sich gutgläubig dafür eingesetzt und versucht, in ihrem tiefsten Inneren nach dem allgemeinen Interesse zu suchen. Andere dagegen hatten den Zusammenbruch zynisch zugunsten ihrer Freunde, ihrer Frau, ihres Cousins, ihres Sohns ausgenutzt. Sie waren sich alle mehr oder weniger des Missbrauchs und der Auswüchse bewusst und warteten aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, zur Ordnung gerufen zu werden. Andererseits hätte das Volk, das plötzlich, im Verlauf einiger weniger Wochen des Marschierens, entstanden war, ihnen dankbar sein sollen. Schließlich hatten ihre Korruption, ihre Verachtung, ihre immer wieder gebrochenen Versprechen und ihr geringes Engagement, das sie veranlasst hatte, immer und immer wieder visionslose Abkommen auszuhandeln, letztendlich den Aufstand



Mathias Énard SECESSION

SECESSION: WO IST DER PLATZ DER GROßEN MÄNNER?

PRÄSIDENTIN: Meine Damen und Herren Abgeordnete, herzlich willkommen auf VIRTUE, der Virtuellen Verfassunggebenden Versammlung der Europäischen Union. Meine Damen und Herren, drücken Sie auf die „Quorum“-Taste des Interface, um Ihre Anwesenheit offiziell zu melden und Ihren Avatar auf seinem Sitz anzuzeigen. Hier in Prag ist es Punkt neun Uhr, es ist etwas frisch, fast minus zehn Grad Celsius, was ich zum Anlass nehme, unsere spanischen Dolmetscher zu fragen, wie das Wetter in Málaga ist, das wird uns ein wenig die Glieder wärmen.

(Aus der virtuellen Dolmetscherkabine tritt ein kleiner brauner Avatar mit einer spanischen Flagge, er grüßt die Versammlung.)

SPANISCHE KABINE: Ein schöner Frühlingsmorgen hier am Ufer des Mittelmeeres, achtzehn Grad auf dem Thermometer.

PRÄSIDENTIN: Wunderbar, danke Málaga, Sie wecken bei mir Erinnerungen an die Zeit, als ich Journalistin in Marbella war. Den neu Hinzugekommenen muss ich erklären, dass Sie mit einem Klick auf die kleinen Flaggen oben rechts vom Plenarsaal die Übersetzung für die Sprache Ihrer Wahl aktivieren. Versuchen wir nun, mit den Pulten zu klappern.

(Die Avatare der Abgeordneten klappern mit ihrem virtuellen Pult.)

Sehr gut, das läuft, alles scheint zu funktionieren. Quorum: 336 von 522 Abgeordneten, Quorum erreicht, wir können beginnen. Ich erinnere noch einmal daran, dass Sie mit einem Klick auf den Mund Ihres Avatars ums Wort bitten, und dass Ihre Webcam aktiv wird, sobald Ihre Anfrage bewilligt wurde und sich Ihr Live-Sprechfenster geöffnet hat. Dann ist Ihr Avatar nicht mehr zum Schlafen, Applaudieren, Lachen, Weinen oder Pultschlagen verwendbar. Der „Zeter“-Knopf bleibt inaktiv, solange Ihr Fenster nicht geschlossen ist. Wir beginnen unsere Arbeit zu den Artikeln 1 und 2 der Verfassung: Definition Europas.

(Die Avatare der Abgeordneten klatschen in die Hände und aus den Lautsprechern erklingt lebhafter Beifall.)

Heute Morgen werden wir damit beginnen, den Abgeordneten Lamartine aus Mâcon, Frankreich, anzuhören. Mâcon, ich sehe Ihren Avatar, können Sie mich hören? Bewegen Sie Ihre Figur mit der Maus zur Rednertribüne. Ja, genau so, zu mir. Gut gut gut. Sprechen Sie, Mâcon, die Versammlung hört Ihnen zu.

ABGEORDNETER LAMARTINE: Freunde, ich weiß nicht, wie ich euch ansprechen soll. Nicht einmal in welcher Sprache. Doch da es nun an mir ist, das Wort zu ergreifen, mich, wie man einst sagte, mit Leib und Seele in dieses Projekt zu stürzen, werde ich es wagen.

DOLMETSCHER: Nicht so schnell und etwas lauter, bitte, etwas deutlicher artikulieren.

ABGEORDNETER LAMARTINE: Können Sie mich sehen? Sehen Sie mich gut? (*Er bewegt die Webcam; man erkennt ihn besser, hageres Gesicht, schöner, tadelloser gebügelter Anzug, eine Europafalge hinter sich.*) Heutzutage sorgt man sich mehr darum, gesehen als gehört zu werden, Verzeihung, können Sie mich hören?

DOLMETSCHER: Ihr Mikro von Ihrem Mund ein wenig entfernen, bitte, wegen Spucke, Speichel, Auswurf manchmal Ihre Stimme ist unterbrochen.

ABGEORDNETER LAMARTINE: Nun denn, ich werde Ihnen einen Namen geben: Mitbürger. Liebe Mitbürger, da wir alle ...

DOLMETSCHER: Das ist gut, man besser Sie versteht, wir anfangen.

ABGEORDNETER LAMARTINE: Ach, ich war noch gar nicht zugeschaltet?

PRÄSIDENTIN: Doch, doch, go ahead, alle hören Sie.

AVATARE mit einem Kopfschütteln als Zeichen des Protests: We don't hear a thing on the English channel.

ABGEORDNETER LAMARTINE: Also, ich fahre fort – liebe Mitbürger, ich möchte Ihnen von Mâcon erzählen, das ich in dieser Versammlung repräsentiere. Mâcon ist eine durchschnittliche Stadt, eine schöne Stadt, mit einer Geschichte, einem Fluss und einer Kathedrale. Sie liegt zwischen den Regionen Bresse und Beaujolais.

ABGEORDNETE drücken die Zeter-Taste und lösen ein furchtbares virtuelles Getöse aus,

bevor sie, während sich ihre Avatare von den Sitzen erhoben haben, schreien: We still can't hear a thing in English.

DOLMETSCHER: Machen Sie weiter, bitte, gelöst Problem.

ABGEORDNETER LAMARTINE, lächelnd: Wunderbar. Verzeihung. Ich fahre fort. Mâcon sagte ich also. Fluss, Kathedrale, Geschichte. Wir alle haben ein Territorium, jeder von uns, überall in Europa, Städte, Flüsse, Monumente. Manche lesen im Herbst Wein, andere ernten im Frühling Spargel. Wir haben Moscheen, Tempel, Kirchen, Synagogen. Wir haben beschlossen, zusammenzukommen, weil wir einen gemeinsamen Namen tragen, den Namen Europa. Wir haben zusammenkommen können, weil unsere Eltern, unsere Großeltern und unsere Urahnen sich jahrhundertlang gegenseitig massakriert haben. So ist das. Unsere Zusammenkunft kommt vom Namen Europa her, der aus dem Massaker hervorgeht. Ich schlage vor, wir aus Mâcon schlagen vor, Europa, den Namen Europa auszudehnen auf all jene, die Opfer oder Handwerker des europäischen Massakers gewesen sind. All jene, die Stelen und Namensinschriften auf ihren Friedhöfen haben, von Togo bis Australien.

ABGEORDNETE drücken die Zeter-Taste und lösen ein furchtbares virtuelles Getöse aus, bevor sie, während sich ihre Avatare von den Sitzen erhoben haben, schreien: Has he said Australia? What? Australia? We can't get a thing right, what's Australia got to do with this?

ABGEORDNETER LAMARTINE, aufgewühlt: Ich höre Geschrei, warten Sie eine Sekunde und hören Sie, was Mâcon zu sagen hat. Das mit Australien ist eine Redensart. Australien ist bereits in Europa, ob man will oder nicht. Das ist eine Frage, die Mâcon dieser Versammlung wirklich stellen will: Was sind für Sie die Grenzen Europas? Der Ural? Das Christentum? Wir schlagen eine Definition vor, die nicht geographisch ist, sondern historisch, menschlich und zivilbürgerlich. Alle Massakrierten, Söhne und Enkel von Massakrierten, die der Verfassung beipflichten, die wir hier redigieren werden, sind dazu bestimmt, den Namen Europäer zu tragen.

Großes Gezeter, das wie eine La-Ola-Welle über den rechten und mittleren Teil des virtuellen Plenarsaales hinwegfegt: Wahnsinn!!!! Nonsense!!!! Locura!!!!

ABGEORDNETER LAMARTINE, standhaft: Et was Geduld, meine Herren, bitte. Es wäre doch bedauerlich, jene aus Europa auszuschließen, die jahrhundertlang gegen ihren Willen Teil Europas waren, weil sie unter seinem Joch standen. Nur wenn sie es wünschen, natürlich, nur wenn sie es wünschen. Europa muss also offen sein für die ehemaligen europäischen Kolonien und für die Länder, deren Arbeitskräfte wir jahrelang ausgebeutet haben. Zur wahren Grenze Europas wird das Prinzip der Demokratie und der Brüderlichkeit. Das ist ein Vorschlag aus Mâcon für den Artikel 1.

PRÄSIDENTIN: Mâcon, sind Sie fertig?

ABGEORDNETER LAMARTINE: Nein nein, ich bin nicht fertig, ein paar Minuten noch, kann man mich hören?

ITALIENISCHE DOLMETSCHERKABINE: Parlate, Mâcon, per favore.

LAMARTINE: Gut gut. Der zweite Punkt von Mâcon ist die Abschaffung der Nationalstaaten.

Seine Worte werden teilweise von einem riesigen Gezeter überdeckt, das vom rechten Teil des Bildschirms kommt.

Das ist die einzige Art und Weise, ein Europa zu konstruieren (*unhörbar*) Rechtsstaat (*überdeckt von virtuellen Schreien*) Bürger. Es ist angebracht, zur Regionalität zurückzufinden.

GEZETER: Explain yourself, Mâcon, please.

LAMARTINE: Das Regionale bedeutet, unsere Landschaften, unsere Ressourcen, unsere Sprachen, unsere Lebensweisen zu bewahren. Diese Handlungsebene, die Ebene der Regionalregierung, muss also erhalten werden. Alles, was wir brauchen, sind Netzwerke von Kommunen und Regionen. Adieu Staaten, adieu Nationen. (*Freuden- und Wutgeschrei.*) Eine freie Zusammenarbeit zwischen Kommunen, ein Zusammenschluss souveräner Regionen und eine Exekutive auf Ebene der Europäischen Konföderation. Staaten sind teuer für uns. Staaten sind in ihrer Größe sehr verschieden. Staaten sind in ihrer Haltung gegenüber Europa nicht alle gleich. Staaten sind per definitio-

nem die Feinde Europas. Mitbürger (*Getöse*), machen wir Schluss mit diesem morbiden Überrest der Vergangenheit! Lassen wir die wahre Europäische Konföderation entstehen! (*Virtueller Tumult.*)

PRÄSIDENTIN: Sie haben live aus Mâcon die Ansprache des Abgeordneten Lamartine gehört. Sie haben jetzt die Möglichkeit ...

LAMARTINE, gereizt: Warten Sie, warten Sie, ich bin noch nicht fertig!

VIRTUELLER BEISITZER: Hurry up, please, it's time.

LAMARTINE, immer gereizter: Frau Präsidentin, ich verlange, dass man meine Redezeit respektiert!

PRÄSIDENTIN: Sprechen Sie, Mâcon, sprechen Sie.

LAMARTINE, überschwänglich: Das Schwierigste bei Fragen dieser Art, Fragen, die die Gesamtheit der ausgeklügelten Interessen der politischen Welt umfassen, das Schwierigste ist nicht, sie zu lösen, sondern sie gut zu stellen. Wir wappnen die neue Idee nicht wie die Barbaren mit Eisen und Feuer. Wir wappnen sie nur mit ihrem eigenen Licht. Wir zwingen niemandem Formen auf, die vielleicht inkompatibel mit seiner Natur sind; doch wenn in diesem oder jenem Teil Europas die Freiheit gemeinsam mit der unseren entfacht wird, wenn unterjochte Nationalitäten, mit Füßen getretene Massen, legitime und unterdrückte Unabhängigkeitsbewegungen auftauchen, sich von selbst bilden, der demokratischen Völkerfamilie beitreten und an uns zur Verteidigung der Rechte appellieren, dann ist Europa zur Stelle! Nieder mit den Staaten, es lebe die Konföderation der Kommunen Europas! (*Lebhafter Applaus in der Mitte und links.*)

DIE PRÄSIDENTIN: Sie haben live aus Mâcon die Ansprache des Abgeordneten Lamartine gehört. Sie haben jetzt die Möglichkeit, die Rede zu liken, indem Sie auf den Daumen nach oben klicken, oder sie zu dislike, indem Sie auf den Daumen nach unten klicken. Ich erinnere daran, dass es sich um keine Wahl handelt, sondern um eine interne Erhebung von Befürwortungen. Um eine Wahl handelt es sich einzig und allein dann, wenn zuvor das Fenster „Achtung! Offizielle Wahl!“ angezeigt wird.

LAMARTINE, außer sich: Aber ich bin noch nicht fertig!!!!

PRÄSIDENTIN: Meine Damen und Herren Abgeordnete, Sie können sich nun in die Antwortliste zum Beitrag des Abgeordneten Lamartine aus Mâcon eintragen.

LAMARTINE, kurz bevor sein Avatar vom Beisitzer gezwungen wird, sich wieder hinzusetzen: Frau Präsidentin!

PRÄSIDENTIN: Die Versammlung fährt also mit ihrer Arbeit fort, Artikel 1 und 2, Definition Europas.

Letztes Bild der Webcam, Lamartine gestikulierend, einen Band von Montaignes *Essays* wie eine Keule in der Hand schwingend, in beunruhigender Stille, da das Mikrofon abgestellt ist.

DOLMETSCHER: Mâcon, you're out. Thanks again.

PRÄSIDENTIN: Liebe Abgeordnete, ich erinnere noch einmal daran, dass Sie mit einem Klick auf den Mund Ihres Avatars ums Wort bitten. Ihre Webcam wird aktiv, sobald Ihre Anfrage bewilligt wurde und sich Ihr Live-Sprechfenster geöffnet hat. Dann ist Ihr Avatar nicht mehr zum Schlafen, Applaudieren, Pfeifen oder Pultschlagen verwendbar. Klicken Sie jetzt auf „Quorum“, um Ihre Anwesenheit zu melden und Ihren Avatar anzuzeigen. Wir haben 287 Anwesende von 522, wir können fortfahren. Die Ansprache des Abgeordneten Lamartine aus Mâcon, Frankreich, kommt auf 193 Likes und 65 Dislikes, das heißt eine Interessenquote von 89,99% des Quorums, bravo Mâcon für diese so interessanten Vorschläge, die Abschrift wird an die Redaktionskommission weitergeleitet werden. Wir haben 63 wartende Antwortfragen und im öffentlichen Chat der Versammlung strömen die Nachrichten ein, viele schöne Fotos aus dem Burgund natürlich, aber auch interessante Kommentare. Bürger, dieser Raum steht Ihnen offen, zögern Sie nicht, die Debatten zu kommentieren. Nur gehässige und vulgäre Kommentare sind verboten. Ich bitte nun den Abgeordneten Bloch aus Tübingen, Deutschland, auf die Rednertribüne. Tübingen, Sie können das Fenster öffnen.

Der kleine, kahlköpfige Avatar geht auf die Tribüne zu und in der Mitte des Bildschirms schaltet sich die Webcam ein. Man sieht, wie Bloch erstaunt auf die Fensterscheibe links von seinem Schreibtisch schaut.

BLOCH: Ähm, ich fürchte, heute Morgen ist es ein wenig frisch, um das Fenster zu öffnen. Spöttisches Lachen der Avatare der Abgeordneten links außen.

DOLMETSCHER: Sie sind online, Tübingen, sprechen Sie, Sie sind an der Reihe.

Bloch räuspert sich zu nah am Mikrofon, ein seltsames Röcheln erschallt über der virtuellen Versammlung.

BLOCH: Zunächst möchte ich dem Abgeordneten Lamartine für diesen kurzen, doch anregenden und anschaulichen Redebeitrag danken. Genau wie er bin ich davon überzeugt, dass Europa als eine Utopie angesehen werden sollte. Eine Utopie der Hoffnung, ein von der Hoffnung bewohnter Nicht-Ort, der eher von Prinzipien als von den Grenzen seiner Geographie definiert wird. Kant merkt an, dass das Kind im Leib seiner Mutter bereits Lungen und einen Magen besitzt, obwohl ihm diese Organe nichts nutzen; ebenso besäße der Mensch, sagt er, obwohl er in der Bosheit dieser Welt gefangen sei, die Organe für seine höhere Bestimmung, für seine Weltbürgerschaft. Man könnte sich vorstellen (die Hoffnung haben), dass der europäische Bürger wie der Neugeborene bei Kant wäre: Er trägt die Organe seiner künftigen Weltbürgerschaft in sich. Er hat derzeit keine Verwendung für sie, das stimmt, er lebt und nährt sich vom Leib der Nation. Dennoch sind seine Lungen und sein Magen bereits da. Der Staat bei Platon kennt nur zwei Grenzen: die seiner Bürger und die der Freiheit. Warum begnügt sich Europa wie das Kind im Mutterleib mit der Illusion der Staaten, die nicht mehr und nicht weniger als die Gebärmutter der Nation sind? Und wenn wir diese Überlegung bis zum Ende treiben, versucht dann das Europa, so wie wir es bisher fabriziert haben, nicht sogar, auf einer anderen Ebene das Funktionieren des Nationalstaats zu reproduzieren? Sind wir nicht dabei, die aus dem 19. und 20. Jahrhundert stammenden Institutionen virtuell zu plagieren? Unsere Versammlung kopiert jenes parlamentarische Leben, das in den vorherigen Jahrhunderten erfunden wurde. Ist dieses Europa, das wir im Auge haben, nicht ein *Avatar* des Nationalstaats, so wie wir selbst als virtuelle Parlamentarier uns in Form von Avataren präsentieren?

Virtuelles Schnarchen eines großen Teils der Avatare der Versammlung.

PRÄSIDENTIN: Tübingen, bevor es weitergeht, möchte ich eine Pause vorschlagen.

BLOCH (mit hochgezogener Augenbraue und erstaunter Miene): Ach, warum jetzt? Könnten wir nicht das Ende meines Redebeitrags abwarten? Ich würde gern zur Idee der Utopie kommen, die mir für das Denken Europas grundlegend erscheint. Ich meine des politischen Europas.

PRÄSIDENTIN: Ich denke, eben darum wäre es besser, vor ihren Darlegungen, die komplex und faszinierend zu werden versprechen, eine Pause einzulegen.

Bloch schnauft mit – schwer zu sagen – verblüffter oder resignierter Miene.

PRÄSIDENTIN: Hiermit erkläre ich eine Pause von 45 Minuten. Liebe Abgeordnete, das virtuelle Café ist geöffnet. In dem Raum, der für Abgeordnete vorbehalten ist, können Sie sich untereinander austauschen und von neuen Funktionen profitieren: dem Geschäftsclub, dem 3D-Flipper, dem Verfassungsrecht-Quiz und außerdem einem Memory mit Persönlichkeiten der europäischen Geschichte. Wiedereröffnung der Debatten um 11 Uhr. Vor allem vergessen Sie nicht, ab und zu auf die Links unserer Sponsoren und Freunde zu klicken. Ohne sie wäre nichts von all dem hier möglich! Bis sehr bald!

Aus dem Französischen von
Till Bardoux

MATHIAS ÉNARD

geboren 1972, ist ein französischer Schriftsteller und Übersetzer. Er studierte Persisch und Arabisch und lebte mehrere Jahre im Nahen Osten sowie in Barcelona. Auf Deutsch erschienen von ihm die *Romane Zone* (Berlin Verlag, 2010), *Erzähl ihnen von Schlachten, Königen und Elefanten* (Berlin Verlag, 2011) sowie *Straße der Diebe* (Hanser Berlin, 2013). Seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und mit verschiedenen Literaturpreisen ausgezeichnet. 2005 verbrachte er ein Jahr als Stipendiat in der Villa Medici in Rom und 2013-2014 als DAAD-Stipendiat in Berlin.

Alida Bremer SECESSION

DENKE ICH AN EUROPA, DENKE ICH AN SHAKESPEARES SONETT 66

[gekürzt]

Sonnet LXVI

*Tired with all these, for restless death I cry,
As to behold desert a beggar born,
And needy nothing trimm'd in jollity,
And purest faith unhappily forsworn,
And gilded honour shamefully misplaced,
And maiden virtue rudely strumpeted,
And right perfection wrongfully disgraced,
And strength by limping sway disabled,
And art made tongue-tied by authority,
And folly, doctor-like, controlling skill,
And simple truth miscalled simplicity,
And captive good attending captain ill:
Tired with all these, from these would I be gone,
Save that, to die, I leave my love alone.*

TEIL I

Denke ich an Europa, denke ich an Shakespeares Sonett 66. Im altenglischen Original ist es mir unverständlich, deshalb brauche ich die neuenglische Version. Dabei geht bestimmt etwas verloren, doch für mich würde viel mehr verloren gehen, wenn ich es überhaupt nicht verstehen würde.

Die Physiker meinen, dass die Zeit zurücklaufen kann, was bedeuten würde, dass sie eines Tages an einem Punkt ankommen muss, an dem Shakespeare mit seiner Feder die letzte Zeile schreibt: **Saué that to dye, I leaue my loue alone!** Dann würde das Original seine Jungfräulichkeit wieder zurückgewinnen, diesen unmöglichen Jetzt-Zustand, der sofort darauf weiter zurück ins Nichts, in die Nicht-Existenz fließen würde. Doch ich glaube nicht, dass Shakespeare auf der Heiligkeit des Originals bestanden hätte, zu groß war seine Theatererfahrung, zu wichtig die Improvisation, zu publikumsorientiert sein Werk.

Auf der Website *poetenladen.de* lese ich: „Shakespeares berühmtes Sonett Nr. 66 hat der Autor Ulrich Erckenbrecht in 154 Varianten in deutscher Übersetzung gesammelt und editiert. Schriftsteller wie Stefan George, Karl Kraus, Lion Feuchtwanger, Volker Braune oder Wolf Biermann haben sich an diesem Gedicht versucht. 15 Mal hat der Herausgeber Erckenbrecht selbst das Sonett übersetzt.“ Alle Achtung!

Doch für mich wird dieses Gedicht immer und einzig in der kroatischen Übersetzung von Danko Angelinović das wahre Sonett 66 bleiben, denn in dieser Übersetzung habe ich es zum ersten Mal gehört. Der Liedermacher Ibrica Jusić hat noch eine Vertonung hinzugefügt, die von Shakespeare selbst nicht besser hätte sein können. Immer wenn ich staunend vor der Frechheit, Dummheit und Rohheit der machtbesessenen und vor der Ohnmacht der klugen, friedlichen, nachdenklichen Menschen stehe, muss ich das Gedicht, das auf dem Weg von Shakespeare über Angelinović zu Jusić in ein Lied verwandelt wurde, leise vor mich hin singen. Die letzte Zeile entwapfnet jeden Ärger. In ihr vermischt sich zarte Liebe mit tiefer Loyalität.

Die über vierhundert Jahre währende Wanderung eines Gedichts zeugt davon, wie das Original durch die Rezeption bereichert wird. Europäische Literaturen sind nur als ein Geflecht aus Übersetzungen denkbar – in der Vielfalt der Nationalsprachen, die einen im Prozess der Vereinigung Europas zur Verzweigung treiben kann, liegt das Geheimnis der glanzvollen Geschichte dieser Literaturen. Denn jede neue Übersetzung bedeutet eine neue Interpretation und eine neue Wirkung. Europa ist in seiner Vielsprachigkeit anstrengend, und aus diesen Mühen sind die schönsten Höhenflüge entstanden. Ich habe Dante in einer vorzüglichen kroatischen

1 So heißt es in der altenglischen Originalversion.

tischen Übersetzung gelesen, ich konnte sie mit dem Original vergleichen, Cervantes habe ich dagegen in der Übersetzung gelesen, ohne das Original zu kennen, ebenso Rabelais. Ich habe *Gargantua und Pantagruel* in der serbischen Übersetzung von Stanislav Vinaver gelesen, es war ein Feuerwerk aus Worten, voller Sprachwitz und Ironie – ich bin nicht sicher, wie viel Vinaver dazu gedichtet hat, doch er vermittelte mir eine Idee davon, dass Rabelais einer der größten Autoren ist. Genauso wie Thomas Mann oder Albert Camus aus Übersetzungen erkannten, dass Dostojewski einer der Größten ist. Die Grenzen Europas erstrecken sich innerhalb dieser Geographie aus Übersetzungen und Wechselwirkungen. Deshalb dehnt sich Europa bisweilen mühelos auf andere Kontinente aus.

Europäische Literaturen sind aus dem Geist der Übersetzung und aus der Unterwanderung der Originale entstanden; die wichtigsten europäischen Literaten sind eigentlich Übersetzer. In der Dynamik zwischen Original und Übersetzung, zwischen Muttersprache und Fremdsprachen erkennt man das Wesen der europäischen literarischen und politischen Geographie: Im Original versteinert und verherrlicht, leben die Texte erst in der Übersetzung ihr kosmopolitisches Leben. Übersetzungen befruchten das Original und beeinflussen zugleich das Entstehen anderer Originale. Übersetzungen bewegen sich ungeniert jenseits aller Grenzen.

Übersetzungen werden jedoch mit Argwohn beäugt, nur naserümpfend akzeptiert, als minderwertige Texte abgestempelt, als Verrat beschimpft. Ähnlich blickt man auf Einwanderer – nie würden sie den Ureinwohnern gleich werden, das sei ein unlösbares Problem, so diese Haltung. Ich befürchte, dass auch dieses Vorurteil sehr europäisch ist. Der Mythos von der eigenen Scholle ist vom starrköpfigen Zauber eines Originals geprägt. An die Einmaligkeit, Unversehrtheit, Ausschließlichkeit der Heimat glauben alle unverbesserlichen Verehrer des Originals. Doch ohne Übersetzungen würde das Original zur Dorfichtung schrumpfen. Und genauso würde jene für heilig gehaltene Heimat ein langweiliges Hinterland werden, wenn sie isoliert in der eigenen mythischen Ursprünglichkeit bleiben würde, d.h. wenn sie nicht von Einwanderern verunsichert und nicht von Neugierigen verlassen würde. Die Heimat und das Original sind unerreichbare Ideale – ihren vollen Glanz entfalten sie nur, wenn sie aufgegeben werden.

Aber der hartnäckigste dieser Mythen über Ursprünglichkeit und Reinheit ist der Mythos von der Muttersprache. Jedes Kind ist intelligent genug, mehrere Sprachen zu beherrschen, und dennoch glauben Politiker, Lehrer und xenophobe Nachbarn häufig, dass Migrantenkinder die Sprache des neuen Landes nie wirklich beherrschen werden, ihre Muttersprache stehe ihnen angeblich dabei im Weg, die Muttersprache der Ureinwohner zu erlernen. Wie viel Unsinn muss sich unsereiner, der aus verschiedenen Gründen mehrere Sprachen spricht und sogar die Sprache des eigenen Schreibens gewechselt hat, anhören, wenn er oder sie eine derartige Diskussion in den Medien oder zufällig auf der Straße zu verfolgen gezwungen ist! Monolinguale Menschen behaupten, selig in ihrem Unwissen, dass etwas unmöglich sei, was Millionen von Migrantinnen und Migranten schon längst bewiesen haben – **And captive good attending captain ill.**

As to behold desert a beggar born: Meinte Shakespeare mit diesem Vers die Arbeit der literarischen Übersetzer?

Denke ich an Europa, denke ich an Shakespeares Sonett 66. Ich liebe dieses Sonett und nehme in Kauf, dass ich es deshalb lieben kann, weil es zu einer der dominanten europäischen Kulturen und Sprachen gehört, die sich in allen anderen Kulturen und Sprachen durchgesetzt hat. Zugleich bedaure ich, dass die „Balladen von Petrica Kerempuh“ – ein genaueso geniales und ebenfalls ob der Verdorbenheit

und Dummheit der Menschen leicht verbittert anmutendes literarisches Kunstwerk – anderen Europäern nichts sagen, nur weil sie aus einer subalternen Literatur stammen, geschrieben in einer unbedeutenden Sprache – einem lokalen kroatischen Dialekt. Wenn der Schöpfer dieser Balladen namentlich überhaupt dem einen oder anderen sehr gebildeten Europäer ein Begriff ist, dann immer nur als ein Exot am Rande, nie in seiner vollen Bedeutung: **And right perfection wrongfully disgraced.**

Auch diese Balladen muss man heute ins Neukroatische übersetzen, damit sie verständlich werden. Sie sind genauso übersetzbar wie Shakespeares Sonette, mit allen Verlusten und Gewinnen, die Übersetzungen mit sich bringen. Doch sie werden selten übersetzt, denn es gibt eine Hierarchie der Sprachen und der Literaturen in Europa, genauso wie es eine ökonomische und politische Hierarchie der wichtigen und weniger wichtigen Länder und Völker gibt, wengleich sich die Brüsseler Bürokratie um Gleichberechtigung bemüht. Diese Hierarchie kann man auf der Ebene der politischen Entscheidungen abmildern, wie man es auf der Ebene der EU-Bürokratie erlebt, aber es scheint unmöglich, sie in den Köpfen und auf den (Buch-)Märkten abzubauen. Deswegen kennen alle Europäer Shakespeare und niemand Miroslav Krleža, den Autor jener Balladen. Er selbst prangerte in einem wütenden Essay einmal die Dominanz der Westeuropäer an.

Mit Shakespeare gesagt: Müde aufgrund vieler derartiger Ungerechtigkeiten würde ich vielleicht auch über Europa nicht mehr nachdenken wollen.

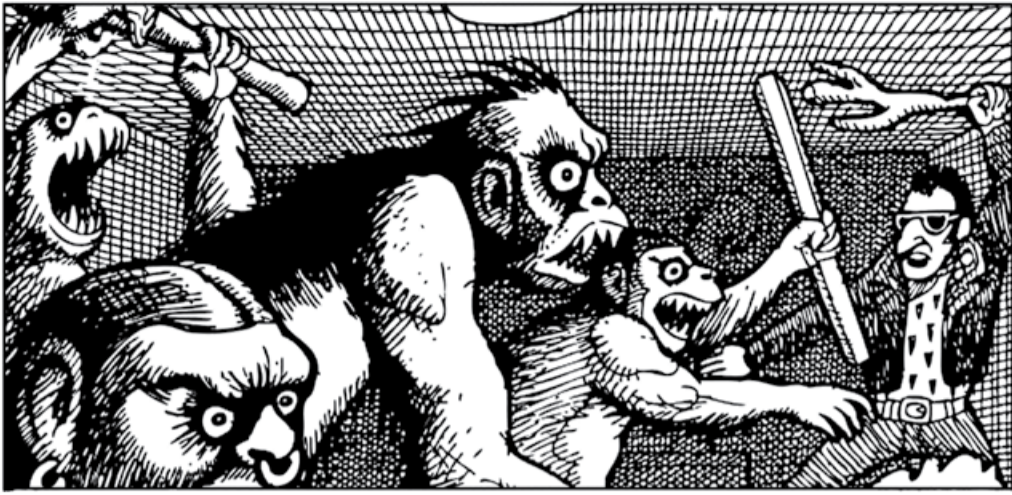
Denke ich an Europa, denke ich an Shakespeares Sonett 66. Es ist an uns, immer wieder die schlechten Seiten unseres Kontinents anzuprangern, ohne die guten aufzugeben. Das fällt bisweilen schwer, denn manch ein Kritiker der europäischen Missstände – etwa die Künstler, die mit Shakespeare sagen können: **And art made tongue-tied by authority**, wenn sie über das Schreiben der Anträge für Kunstprojekte an die Brüsseler Bürokratie sprechen, oder die Bürger einiger europäischen Länder, wenn sie sich ihre politischen Führungen anschauen – bedient sich einer destruktiven Kritik, die neue Gefahren mit sich bringt, etwa die Stärkung der Rechtspopulisten.

Die Kritik an der EU mag zwar in vielen Punkten mehr als berechtigt sein, aber den Begriff „Europa“, so wie er sich nach dem Zweiten Weltkrieg als Idee oder als Traum oder als Vision eines Raums, in dem Frieden und Gerechtigkeit herrschen, entwickelt hat, möchte ich nicht aufgeben, so wie Shakespeare seine Liebe nicht aufgeben wollte: **Tired with all these, from these would I be gone,/ Save that, to die, I leave my love alone.**

Vielleicht versuche ich nun auch sein Sonett zu übersetzen, um meine Verbundenheit zu Europa auszudrücken? Aus dem Neuenglischen und mit Hilfe einer kroatischen Übersetzung in die Zielsprache Deutsch, die nicht meine Muttersprache ist.

ALIDA BREMER

geboren 1959 in Split/Kroatien. Studium der Komparatistik, Germanistik, Romanistik und Slawistik in Belgrad, Rom, Münster und Saarbrücken. Promotion im Fach Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Saarbrücken. Zahlreiche literarische Übersetzungen aus dem Kroatischen, Serbischen und Bosnischen. Sie schreibt Essays, Kritiken, Gedichte, Erzählungen und Romane. Für die Arbeit am Roman *Olivas Garten* (Eichborn Verlag 2013) erhielt sie ein „Grenzgänger“ Stipendium der Robert Bosch Stiftung. Gemeinsam mit Saša Ilić gründete sie im Dezember 2013 BETON International.



Teresa Koloma Beck SECESSION

GEWALT: EINE EUROPÄISCHE GRETCHENFRAGE

I. HIER

Vor einiger Zeit war ich dabei, als eine kleine Gruppe politischer Aktivisten aus Afghanistan mit Berliner Studierenden der Politikwissenschaft zusammenkam. Wie üblich begann der Abend mit kurzen Beiträgen der Gäste. Die afghanischen Aktivisten berichteten über die Arbeit ihrer Organisationen, ihre politischen Ziele, ihre Hoffnungen für die Zukunft. Die anschließenden Fragen der Studierenden kreisten vor allem um die Sicherheitslage im Land: Was kommt nach dem Truppenabzug? Sind eure Sicherheitskräfte wirklich bereit? Wie groß ist die Gefahr durch die Taliban? Und wie steht es um die Frauen? Die afghanischen Gäste beantworteten diese Fragen mit der gebotenen Höflichkeit. Doch war ihnen anzumerken, dass die Diskussion aus ihrer Sicht am Wesentlichen vorbeiging. Über die politischen Strukturen in ihrem Land wollten sie sprechen, über Bildungspolitik, Generationenkonflikte, Elitenreproduktion. Sie verstanden sich selbst als die Zukunft ihres Landes. In den Fragen jedoch wurden sie vor allem als Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft angesprochen – eine Rolle, in der sie sich augenscheinlich nur schwer wiederfinden. Beim anschließenden informellen Treffen in einer nahegelegenen Kneipe empörte sich denn auch nach dem zweiten Bier einer der Aktivisten: „*The Taliban ... the Taliban! The students always wanted to talk about the Taliban. I have the impression the Taliban are more famous here than they are in Afghanistan!*“

Auch mich hatte die Einfallslosigkeit der Fragen überrascht. Hier bot sich die seltene Gelegenheit, in relativ ungezwungener Atmosphäre mit Menschen zu reden, die aus einer der meistdiskutierten „Krisenregionen“ der letzten Jahre stammten. Eine Gelegenheit, hinter die Schlagzeilen zu schauen. Etwas über das *Leben* in Afghanistan zu erfahren. Nicht nur über den Tod und das Sterben in diesem Land. Doch solche Fragen wurden gar nicht gestellt. Es schien, als sei ausgemacht, dass es außer „Sicherheitsfragen“ in diesem Land nichts gäbe. Oder jedenfalls nichts von Interesse. Als seien die Gesprächspartner nicht Menschen aus Fleisch und Blut, die in der Fülle des Lebens stehen, sondern Scherenschnitte ohne Tiefe.

In dieser Reduktion kommt eine Weltvorstellung zum Ausdruck, die ein Produkt der europäischen Moderne ist und in der das Verhältnis moderner, aufgeklärter Gesellschaften zur Gewalt eine zentrale Rolle spielt. Um diese Vorstellungen soll es im Folgenden gehen.

2. ANDERSWO: EUROPA UND DIE GEWALT

Die Position, die diesbezüglich seit der Aufklärung erarbeitet wurde – in der politischen Philosophie wie auch in der politischen Praxis –, diese Position lautet: *In den modernen europäischen Gesellschaften findet Gewalt nicht statt.* Gewalt ist immer anderswo. Und „anderswo“ bedeutet hier „ziemlich weit weg“.

Bisweilen sind diskursive Volten nötig, um dieses Bild aufrechtzuerhalten: Als beispielsweise mit dem Ende des Kalten Krieges in Jugoslawien plötzlich heiße Kriege ausbrachen, wurde diese Region zum „Balkan“ und quasi aus Europa herausdefiniert. Bei den Strafenunruhen der letzten Jahre in verschiedenen europäischen Großstädten sah man allerorten muslimische „Migranten“ und „Einwandererkinder“ am Werk, nicht etwa Franzosen, Briten oder Belgier – also: Europäer. Gewalt in Europa gibt es dieser Vorstellung zufolge ausschließlich an den Peripherien – seien diese sozialer oder topographischer Natur. In Räumen also, deren Zugehörigkeit zum europäischen Projekt ohnehin prekär ist. Alternativ wird Gewalt als Relikt aus einer früheren Zeit dargestellt, als „Rückfall“ in eigentlich längst überwundene Strukturen. Wie etwa das industrialisierte Töten von Juden und Angehörigen anderer Minderheiten während der Nazizeit, das lange unter Stichworten wie „Zivilisationsbruch“ oder „Barbarisierung“ diskutiert wurde. Die wahrscheinlich häufigste Strategie jedoch ist die der diskursiven Verschleierung: Polizisten, beispielsweise, üben im allgemeinen Sprachgebrauch nicht Gewalt aus, sondern „sind im Einsatz“, sie „sichern“ oder „nehmen fest“. Auch dass Soldaten „kämpfen“ hört man nicht allzu gern; besser sie sind auf „Friedensmissionen“. Und in Gefängnissen oder geschlossenen Psychiatrien wird nicht mehr primär eingesperrt und bestraft, sondern „therapiert“, „erzogen“ und „geschützt“. Manche Themen kommen auch einfach gar nicht breiter zur Sprache – wie etwa das europäische Grenzregime im Mittelmeerraum, wo europäischer Wohlstand um den Preis von Menschenleben verteidigt wird.

Während das europäische Selbstbild an vielen Stellen bröckelt, hält sich – zumindest im selbsternannten Kerneuropa – diese Vorstellung von Europa als einem Kontinent des Friedens und der Gewaltlosigkeit hartnäckig.¹ Europa – das ist dort, wo es gelungen ist, die Gewalt in die Schranken zu weisen. Die moderne europäische Gesellschaft hat die Gewalt im Griff. Das unterscheidet sie von ihren eigenen historischen Vorgängern und vor allem von anderen zeitgenössischen Gesellschaften.

Gewaltlosigkeit als Distinktionsmerkmal moderner aufgeklärter Gesellschaften – diese Idee nimmt im 17./18. Jahrhundert Form an und setzt sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in der Breite durch. Treibend hierfür sind vor allem der Aufstieg des Liberalismus und die Entstehung der Nationalstaaten.² Die Folge dieser Entwicklungen ist aber nun keineswegs, dass die Gewalt aus den europäischen Gesellschaften tatsächlich verschwindet. Nein, die Folge ist, dass Gewalt keinen Platz im Nachdenken über moderne europäische Gesellschaften hat. Gewalt gilt als unselbstverständlich. Der Begriff selbst ist Problemformel. Gewalt kann nur als Anomie oder Störung gedacht werden, deren Ursprünge außerhalb der modernen Gesellschaft selbst liegen: in archaischen Zeiten – „Gewalt als Rückfall“; in anderen, noch heute archaischen Weltgegenden – „Gewalt als

Importprodukt“; oder in den Tiefen von Psyche, Nervensystem und Genen – „Gewalt als Krankheit“. So wird Gewalt zu einer Art europäischer Gretchenfrage; die Unterscheidung zwischen gewaltloser Moderne und gewalthaltiger Barbarei entscheidend für die Formierung europäischer Identität.

3. BLINDE FLECKEN

Was, mag man fragen, ist an dieser Haltung auszusetzen? Dass Gewalt keinen Platz in europäischen Gesellschaften haben soll – ist das nicht die einzig angemessene Antwort auf die Lehren der Geschichte?

Mag sein. Doch in Frage steht hier nicht das Bekenntnis zum Ideal der Gewaltlosigkeit. Kritisiert wird die *Verwechslung dieses Ideals mit dem Ist-Zustand* – eine Verwechslung, der auch die Sozialwissenschaften lange das Wort geredet haben und die folgenreich ist:

Erstens erschwert sie das Erkennen und Verstehen von Gewaltdynamiken in Europa selbst. Die schon erwähnte Kriminalisierung gewaltsamer Jugendproteste in europäischen Großstädten ist dafür ein sprechendes Beispiel. Das weitgehende Schweigen über die Arbeit der Europäischen Grenzschutzagentur Frontex ein anderes.

Zweitens verstellt dieses europäische Selbstbild den Blick auf die sozialen und politischen Gegebenheiten in jenen Ländern, in denen Gewalt offensichtlich eine zentrale politische Rolle spielt. Orte, an denen Gewalt vorkommt, werden als fremde Räume vorgestellt, als Orte, die „ganz anders“ sein müssen. Die Sprach- oder vielmehr Fraglosigkeit der angehenden Politikwissenschaftlerinnen und Politikwissenschaftler aus Berlin gegenüber den afghanischen Aktivisten war Ausdruck dieser Reduktion. Sie zeigt die kommunikativen und emotionalen Blockaden, die sich ergeben, wenn man davon ausgeht, in voneinander getrennten und strukturell grundverschiedenen Lebenswelten zuhause zu sein. Und das hat politische Konsequenzen: Humanitäre Diskurse überlagern politische Analysen. „Politik“ scheint es in diesen Regionen sowieso oft gar nicht zu geben; nur „Religion“ oder „uralte Stammeskonflikte“. Solche letztlich neo-kolonialen Denkmuster werden dann zur Grundlage nicht weniger neo-kolonialer Politiken.

Drittens unterschlägt die diskursive Ausgrenzung von Gewalt und Gewaltkonflikten die globalen Verflechtungen des europäischen Subkontinents selbst. Und damit sind nicht nur Rüstungsexporte und Militärinterventionen gemeint. Für eine beständig wachsende Zahl von Europäerinnen und Europäern sind Ortsangaben wie Homs oder Ramallah, Sarajevo oder Sewastopol, Mossul oder Kandahar nicht anonyme Punkte auf einer Landkarte in den Abendnachrichten, sondern konkrete Lebenswelten, mit denen sich Beziehungen, Emotionen, Erinnerungen verbinden. Für Einwanderer aus sogenannten Krisenregionen; für jene, die die Staatszerfallskriege im postsowjetischen Raum durchlebt haben; für Soldaten, Polizisten und sogenannte Entwicklungshelfer, die im Kosovo, dem Irak oder Afghanistan gewesen sind – für all diese Europäer sind die Krisen dieser Welt nicht „anderswo“ und weit weg. Sondern sehr nah. Sie treffen ins Herz, gehen unter die Haut, stecken ihnen nicht selten in den Knochen.

Sozialwissenschaftliche Forschung, die versucht, diese blinden Flecken aufzudecken, gibt es vor allem seit den 1990er Jahren.³ Sie zeigt, dass bewaffnete Konflikte in sogenannten Entwicklungs- und Schwellenländern Teil von Prozessen der Staatsbildung und Staatstransformation sind – und damit Teil von Prozessen moderner globaler Vergesellschaftung. Sie arbeiten heraus, dass die erfolgreiche Einhegung der Gewalt durch das Gewaltmonopol eines Nationalstaates keineswegs einen irgendwie zu erwartenden „Normalfall“ darstellt; vielmehr handelt es sich um nur eine von mehreren möglichen Antworten auf das universale Problem der Gewalt – und noch dazu um eine historisch sehr junge. Damit werfen diese Arbeiten nicht nur die Frage auf, inwiefern der europäische Weg als Modell für andere Weltgegenden taugen mag. Sie machen auch darauf aufmerksam, dass die gegenwärtige Konstellation in Europa *nicht* als selbstverständlich und ein für alle Mal gesichert angenommen werden kann, sondern eine lokale und historisch kontingente Erfahrung ist.

4. EINE VISION

Im Jahr 2000 veröffentlichte der jüngst zu früh verstorbene Soziologe Trutz von Trotha einen Aufsatz mit dem provokanten Titel „Die Zukunft liegt in Afrika“.⁴ Der Text versteht sich als Einspruch gegen all jene Stimmen in Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft, die, ich zitiere, „*westliche Gesellschaften mit der Welt*

als ganzer verwechseln und vor allem für die Zukunft selbst halten“ (S. 253). Im Scheitern des modernen Staates in Afrika sieht Trotha das nur deutlichste Indiz für eine Krise moderner Staatlichkeit insgesamt im Zeitalter der Globalisierung; und in der Art und Weise, wie Staaten im südlichen Afrika versuchen, mit dieser Krise umzugehen, eine Inspiration für Prozesse der Krisenbewältigung auch im sogenannten Westen. Vorbildhaft erscheinen ihm dabei nicht so sehr die Ergebnisse, sondern vielmehr der *esprit* der Lösungssuche: die Bereitschaft zum Wagnis, zum Experiment, zur Beweglichkeit.

Arbeiten wie diese sind für mich selbst immer wieder Inspiration. Und ich bin überzeugt, dass die Zukunft Europas auf solche Forschung angewiesen ist. Denn die Grenzen Europas sind nicht nur durch Meere, Flüsse und Gebirge markiert, sondern auch durch Ideen. Deshalb brauchen wir Forschung, die die Mauern einreißt, die Europa von der Welt trennen, anstatt sie neu zu verputzen. Die dazu beiträgt, den Platz Europas in der Welt zu bestimmen, indem sie Symmetrien offenlegt, und nicht, indem sie Asymmetrien verfestigt oder behauptet. Solche Forschung trägt dazu bei, ein zentrales Ideal der Aufklärung in eine lebensweltliche Realität zu überführen: nämlich das der Menschenwürde. Die Menschlichkeit im Anderen zu erkennen, die Überzeugung, *eine* Welt zu teilen – gerade in der Forschung zu Krisenphänomenen sollten solche Überlegungen eine zentrale Rolle spielen.

ANMERKUNGEN

1 Im Jahr 2012 wurde der EU der Friedensnobelpreis verliehen.

2 Die Formierung und Konsolidierung des Ideals der Gewaltlosigkeit in Europa lässt sich auf drei sich wechselseitig verstärkende Dynamiken zurückführen: Ideengeschichtlich sind die Aufklärung und der Aufstieg des Liberalismus entscheidend. Anders als es heute scheinen mag, war dieser ursprünglich nicht primär ein ökonomisches, sondern ein politisches und auch pädagogisches Projekt. Die Naturrechtslehre formulierte eine säkulare und universalistische Idee von Menschenwürde, aus der sich dann das Ideal der Gewaltlosigkeit ableitete. Neben dieser ideengeschichtlichen Entwicklung spielten jedoch auch lebensweltliche Veränderungen eine zentrale Rolle. Denn etwa zur selben Zeit kam es in vielen europäischen Ländern zu einer Konsolidierung des Gewaltmonopols bei den entstehenden Nationalstaaten. In der Folge gingen verschiedene Formen privater Gewalt zurück und gewaltarme oder gar gewaltlose Alltagsinteraktion wurde zu einer Normalerwartung zumindest der Oberschichten. Schließlich entstanden beginnend im späten 19. Jahrhundert explizit gewaltkritische Bewegungen, die sich mit bis heute anhaltendem Erfolg für die Ächtung von Gewalt im Allgemeinen einsetzten.

3 Hier lassen sich zwei Bewegungen unterscheiden: Zum einen machen sich Soziologen wie Heinrich Popitz, Zygmunt Bauman, Michael Mann oder Jan Philipp Reemtsma für eine „Normalisierung“ der Gewalt in der Theorie moderner Gesellschaften stark. Zum anderen gibt es eine wachsende Zahl von staatstheoretisch informierten empirischen Arbeiten, etwa von Stathis Kalyvas, Klaus Schlichte oder Trutz von Trotha, die den Zusammenhang zwischen bewaffneten Konflikten und Prozessen der Staatsbildung und Staatstransformation im Zeitalter der Globalisierung in den Vordergrund rücken.

4 Trotha, Trutz von: „Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorrherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit.“, *Leviathan* 28, no. 2 2000: S. 253-279. Trotha war einer der wenigen deutschen Soziologen, die ihr eigenes Fach nicht als eine Wissenschaft westlicher Gesellschaften verstehen, sondern als Wissenschaft von Gesellschaft und Gesellschaften überhaupt. Im Zentrum von Trothas Forschung standen Fragen von Gewalt und Staatlichkeit. Der regionale Schwerpunkt lag in Westafrika.

TERESA KOLOMA BECK

studierte Politikwissenschaften in Paris und Ökonomie an der Universität Witten/Herdecke. Am Centre Marc Bloch leitet sie die deutsch-französische Nachwuchsgruppe „Violence et espaces | Gewalträume“ im deutsch-französischen Forschungsprojekt „Saisir l'Europe – Europa als Herausforderung“. Von 2004 bis 2009 war sie Mitglied der Nachwuchsgruppe „Mikropolitik bewaffneter Gruppen“ an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Jurica Pavičić

DER KUMMER VON EUROPA ODER WIE DER FASCHISMUS (WIEDER) SELBSTVERSTÄNDLICH WURDE

Es gibt große Bücher, die man zu spät im Leben liest. Es gibt – ebenso – auch große Bücher, die man zu spät liest, aber bei denen sich diese Faulheit des Lesers, seine Rückständigkeit und seine Uninformiertheit, durch Verquickung der Umstände, zu einem Funken der Erleuchtung, zu einer zufälligen Offenbarung wandelt. So hatte auch ich das Glück, einen großen, genialen europäischen Roman nicht dann gelesen zu haben, als ich sollte, sondern dann, als ich ihn wirklich brauchte.

Der Roman, von dem hier die Rede ist, ist *Der Kummer von Belgien*, ein wunderbares, großartiges Buch des flämischen Schriftstellers Hugo Claus, eines Menschen, der seine Karriere als Mitglied der faschistischen Jugend begann, um im Laufe eines langen und kontroversen Lebens Kommunist und verurteilter Blasphemist zu werden, und der sein Leben mit einem Akt des Nonkonformismus beendete, indem er die eigene Sterbehilfe organisierte.

Claus ist ein Mann, dem Sie glauben können, dass er den Faschismus aus der Nähe kennt. Seine Kindheit verbrachte er in einer Familie rechter Nationalisten, er war Mitglied der flämischen Version der Hitlerjugend und sein Vater wurde nach dem Krieg als ein Anhänger Hitlers interniert. *Der Kummer von Belgien* ist ein Roman, der von eben dieser engen Symbiose des Autors und der klebrigen Süße des Faschismus erzählt. Claus beschreibt im Roman die Chronik des fiktiven Städtchens Walle im Zeitraum von 1937 bis 1947, gesehen durch die Augen von Louis Seynave, einem Bürschen aus einer konservativen, katholischen und sehr nationalistischen Familie, der ein strenges katholisches Internat besucht und als kluges Köpfchen den Krieg, die Besatzung und die Befreiung beobachtet. Das Skandalöse des Textes von Claus liegt darin, dass er vom Faschismus (aber auch vom Katholizismus) schreibt, indem er seine/ihre Sprache benutzt und uns mit dem konfrontiert, was fünfzig Jahre des institutionalisierten Antifaschismus unbegreiflich gemacht haben: Claus konfrontiert uns nämlich damit, dass diese Sprache – und damit auch diese Ideen – anziehend sein können. Und nicht nur anziehend, sondern schlimmer noch – selbstverständlich.

Und Claus erzählt unbarmherzig und direkt, ohne Distanz, von einer solchen Welt, in der der Faschismus selbstverständlich ist. Er erzählt von Nonnen, die Mussolini feiern und den Kindern erzählen, wie in Spanien der „Christkönig“ den „Antichristen“, ganz vorne die „vermeintliche Frau“ La Pasionaria, die Priester tötete, besiegt hat. Er erzählt vom kleinen Louis, der, streberhaft belesen und von der katholischen Kirchenlehre durchdrungen, darüber sinniert, wie „Gott den Sieg der Kommunisten nicht zulassen wird“, außer „kurz, wie zur Probe“, es also nur logisch ist, dass der Faschismus besser ist. Als die Amerikaner Walle bombardieren, wird der kleine Louis sagen, dass seine Stadt von „Plutokraten“ bombardiert wird, uns daran erinnernd, wie sehr der faschistische Diskurs gleichzeitig auch ein antikapitalistischer war. Für Seynaves und Claus' flämische Kleinbürger ist der Faschismus eine willkommene Option, denn da „herrscht noch Ordnung“, die Züge verspäten sich nicht, und wenn einer der doppelten Buchführung überführt wird – kommt er ins Lager. Mussolini – so sinnieren Claus' Flamen – sitzt nicht im Kabinett, auf seinem Tisch liegt nicht ein Zettel, sondern er hebt Kanäle gemeinsam mit den Arbeitern aus, er baut Staudämme und Hafendämme, denn er denkt an sein Volk. Und nicht so wie unsere Politiker – meint einer der Seynaver –, die nur an Hinter-

ziehungsgelder und Provisionen denken, und daran, wie sie auch noch ihren Neffen Arbeit besorgen können. Wenn Sie diese Sätze hören, können Sie einfach nicht glauben, dass sie im Flandern von 1937 verortet sind, denn sie sind so leicht vorstellbar und genauso natürlich in irgendeinem Café im Kroatien, Griechenland oder Portugal des Jahres 2014. *Der Kummer von Belgien* zeigt einen Prozess, in dem, wenn die liberale Demokratie in eine ökonomische und moralische Krise gerät, der Faschismus auf einmal sehr willkommen ist.

Claus' *Der Kummer von Belgien* habe ich vor einigen Jahren gelesen, irgendwann zu der Zeit, als in Griechenland die Goldene Morgenröte emporklomm, als Berlusconi in Italien noch an der Macht war, als Viktor Orbán in Ungarn mit dem begann, was er die Demontage des anationalen Kapitalismus nannte, und in meiner Heimat Kroatien Opus dei und die klerikale Organisation U ime obitelji, „Im Namen der Familie“, mit einer Serie von Volksinitiativen den Kulturkampf gegen Homosexuelle, Liberale und Kommunisten eröffneten. *Der Kummer von Belgien* schien in diesem Kontext wie ein elektrischer, schmerzhafter *flash back*. Auf einmal sah das ganze Europa von 2014 aus wie ein *remake* von 1937 aus Claus' Roman. Ringsum erblickt man Menschen, die über Hinterziehungsgelder, Korruption und Provisionen jammern, die der Demokratie und der geduldigen nüchternen europäischen Politik überdrüssig sind, Leute, die weder Politikern, noch Banken, noch Zeitungen Glauben schenken, und es ist verständlich, dass sie ihnen nicht glauben, und man hat kein einziges Argument dafür, warum sie es tun sollten. Kurz: Ringsum erblickt man Menschen, die sich nach dem alten, auf seine Interessen bedachten Staat sehnen, nach einer festen Hand, nach dem schützenden Patronat des autoritativen Staates, der Kirche und des Führers.



Aus dem Kroatischen von Maja Konstantinović

Und wie diese rechte Nostalgie nach der guten alten Ordnung funktioniert, konnte jeder sehen, der die hervorragende Dokumentarserie des niederländischen Schriftstellers Geert Mak „In Europa“ verfolgt hat. In einer Episode seiner Serie macht sich Mak auf den Weg ins Städtchen Predappio in der Emilia Romagna, dem Geburtsort Mussolinis. Dort in Predappio interviewt der brillante Niederländer alte Damen, die zum Geburtshaus des Duce pilgern, dem Geburtszimmer, der Lieblingsbank und der Krypta. Frauen, die sich kaum noch an die Ära des Duce erinnern können, die vor ideologischer Freude vor der Kamera dahinschmelzen und, ohne es zu wissen, Sätze aussprechen, die im *Kummer von Belgien* Mitglieder der Familie Seynave aussprechen. In süßer Nostalgie sprechen sie von der Epoche, „als die Züge sich noch nicht verspäteten“, „als in jedem Dorf eine Fabrik stand“, als „noch Ordnung herrschte“ und „man nicht nur an sich dachte“.

Mir – der ich aus dem ehemaligen Jugoslawien komme und mehr als die Hälfte meines Lebens in diesem seltsamen hybriden Staat verbracht habe, den Tito formiert hat – kamen diese Sätze erschreckend bekannt vor. Dieselben Sätze höre ich nämlich auch in Kroatien, Slowenien oder Bosnien oft. Aber – bei uns kommen sie nicht von den schwarzen, sondern von den roten Nostalgikern. Nach dem zweiten Bier beginnen sie, von den manchmal geschönten, aber nicht selten historisch korrekten Erinnerungen an den Staat zu erzählen, in dem „jedes Dorf eine Fabrik hatte“, „wir alles selbst vertrieben“, in dem Werften für ihre Mitarbeiter einen kleinen Yachthafen bauten, jede Firma ein Erholungsheim hatte und der Staat dem Kranken das Flugticket zahlte, mit dem er zur Operation reiste. Alle Staaten – schwarze, rote oder gelbe – haben ihre Version des Mythos dessen, was die Franzosen „Les Trente Glorieuses“ nennen. Die Frage ist nur, ob sie dieses goldene Zeitalter der kostenlosen Zahnärzte, günstigen Stadionkarten und des *Dopolavoro* in den Dreißigern, Fünfzigern oder Siebzigern ansiedeln. Die italienischen Liebhaberinnen des Duces konstatieren ihre Nostalgie durch die gleichen zusammengesetzten Erinnerungsstrukturen wie auf dieser Seite der Adria die jugoslawischen Anhänger Titos. Und darüber braucht man sich nicht zu wundern. Denn die jugoslawischen „roten“ Nostalgiker haben genau denselben Trigger für diese romantisierte Nostalgie wie die italienischen „schwarzen“. Für die einen wie für die anderen ist es nämlich – der Kapitalismus.

Bis vor kurzem erschien der europäische Faschismus wie eine alte, esoterische und marginale Gefahr, etwas, das eher ein Motiv für skandinavische Krimi-Autoren und die Domäne von Sozialarbeitern war als eine ernstzunehmende politische Tatsache. Und wie die Zeit so vergeht, erwachen wir in einem neuen, post-post-ideologischen Europa, in dem das nicht so ist, in einem Europa der Goldenen Morgenröte und des Viktor Orbán, in dem Predappio und Bleiburg zu Pilgerstätten werden, in dem Skinheads Synagogen anzünden und radikale Xenophobie bei Wahlen ein Viertel der Stimmen erhalten, sogar in solch gesitteten, hübschen Vorgärten der bürgerlichen Zivilisation wie den Niederlanden oder Schweden.

Ein Teil dieses Faschismus ist altbekannt: Das sind diese langwierigen, unverdauten und unvollendeten Nationalismen wie der kroatische, flämische, serbische und slowakische. Einen Teil dieses Faschismus bilden die osteuropäischen jungen Glatzköpfe, die gelernt haben, dass alles, was die Kommunisten 40 Jahre lang predigten, eine Lüge war, also wird es wohl auch eine Lüge sein, dass Nazis schlecht sind. Ein Teil dieses Faschismus sind die frustrierten, entmachteten und unansehnlichen Pimpfe aus Leipzig, Split, Košice oder Novi Sad, die nichts haben, auf das sie in ihrem Leben stolz sein können, außer darauf, Deutscher (Kroate, Slowake ...) zu sein – und weiß. Ein Teil setzt sich zusammen aus der verarmten Arbeiterklasse, die von den sozialistischen Parteien verraten und im Stich gelassen wurde, die sich auf der Windseite der Globalisierung wiederfindet, ohne eine Linke, ohne Syndikat und ohne Schutzzölle, in einer Welt, in der es ihre Webereien, Stahlwerke, Werften und Kokereien nicht mehr gibt, die schmutzigen Riesen, um die herum die ganze Gemeinschaft ihren Sinn konstituierte. Genau solche Faschisten leben heute in meiner Stadt Split, der Stadt, die im Zweiten Weltkrieg umkämpfte Basis der Partisanen war, in der 30% der Männer an Titos Guerilla teilnahmen und die dann im September 1943 von den Partisanen befreit und inmitten eines besetzten Europas als eine Insel frechen Widerstandes ganze 18 Tage lang gehalten wurde.

In derselben Stadt bewerben heute Rechts-extreme die Gay Pride mit Blumentöpfen, Fans skandieren im Stadion rechte Parolen, während die jungen Antifaschisten nur anonym agieren, um nicht als „Kommunisten“ auf der Straße Unannehmlichkeiten zu erfahren. In derselben Stadt malen junge Faschisten Hakenkreuze und das Ustascha-U auf die Sockel der sozialistischen Hochhäuser, die ihre Eltern von den sozialistischen Fabriken bekamen, in denen die kommunistische Regierung Arbeit für sie hatte. Diese Stahlwerke, Molkereien, Schuh- und Hemdenfabriken, PVC- und Eternit-Werke gibt es nicht mehr. An ihrer Stelle stehen jetzt verrostete, grasüberwachsene Gerippe industrieller Kultur. Geblieben sind die Hochhäuser, in denen die kleinen Faschisten die kommunistischen Rollläden hochziehen und runterlassen, auf kommunistische Toiletten gehen, mit dem kommunistischen Lift fahren, um dann unten – auf den Sockel des Gebäudes – Graffiti zu Ehren Hitlers und Pavelićs zu spraysen. Kinder von Leuten, die in einer Welt bedingungsloser Sicherheit gelebt haben, sind hineingeworfen in eine Welt bedingungsloser Unsicherheit. Und jetzt suchen sie eine andere Sicherheit, aber nicht die des „alten Systems“, gegen das Fernsehen und Kirche wettern, sondern die Sicherheit einer erträumten Nation als schützender Patronin vor dem Kapitalismus. Sie suchen die gleiche Sicherheit, von der bei Claus der Vater der Seynaves spricht, wenn er mit Bewunderung von Hitler und Mussolini redet.

Der heutige europäische Faschismus, wie übrigens auch der nostalgische Titoismus, ist Resultat der aktiven Nostalgie und Sehnsucht nach Sicherheit, die gehabt zu haben sich Gemeinschaften erinnern, die sie jetzt aber nicht mehr haben. Auf unterstem Niveau kann das die Sehnsucht nach einer Nachbarschaft ohne Pakistanis oder Türken sein. Aber viel öfter noch ist es die Sehnsucht nach einer Zeit der Vollbeschäftigung, der Schutzzölle, staatlichen Interventions, klarer staatlicher Machtbefugnisse, nationaler Märkte, der achtstündigen Arbeitstage und der Betriebsausflüge.

Der heutige europäische Faschismus ist Ausdruck einer Sehnsucht nach etwas, woran wir uns immer noch erinnern, was aber in der globalisierten Welt mittlerweile verschwunden ist. Und das ist der Staat. Ein Staat, der mit seinem Geld dort eine Fabrik baut, wo es keine gibt. Der Schutzzölle einführen kann, wann es ihm passt. Ein Staat, der das Militär zu Überschweemmungen schickt, der sich um den Zugverkehr kümmert, der verzollt, subventioniert, legalisiert, reguliert, der baut und der verwaltet. Und deshalb müssen wir, wenn wir nicht wollen, dass Europa im 21. Jahrhundert im Zombieland des Faschismus versinkt, verstehen, was das *Dagegen!* ist, das den Faschismus mobilisiert hat. Wir müssen verstehen, dass wir diesen Faschismus nähren, jedes Mal, wenn wir Autobahngebühren konzessionieren, Wasser oder das öffentliche Monopol privatisieren, wir nähren ihn jedes Mal, wenn wir einen öffentlichen Dienst outsourcen, wenn wir Entlassungen liberalisieren, wenn wir eine Industrie der illoyalen Konkurrenz billiger Arbeiter aussetzen, wenn wir einen Zoll abschaffen oder das Welthandelsabkommen unterschreiben. Dass wir den Faschismus nähren, jedes Mal, wenn wir dem Staat ein weiteres Privileg entziehen, eine weitere Befugnis oder ein weiteres Mittel der Wohlfahrt. Es gibt nur einen möglichen wirksamen Antifaschismus im heutigen Europa. Und das ist die Wiederherstellung öffentlicher Güter und die Autorität der Gemeinschaft, einer Gemeinschaft, die das Wohl des Einzelnen oder vieler nicht dem ideologischen Totem radikaler Liberalität opfert.

JURICA PAVIČIĆ

geboren 1965 in Split/Kroatien. Er arbeitet als Journalist der kroatischen Tageszeitung *Jutarnji list*; er ist einer der bekanntesten Filmkritiker und Essayisten im Land (zahlreiche Essays wurden in verschiedene Sprachen übersetzt, u.a. ins Deutsche). Jurica Pavičić hat mehrere Erzählbände und Romane geschrieben. Im Roman *Ovce od gipsa* (1997), der 2001 unter dem Titel *Nachtsbus nach Triest* auf Deutsch herauskam, schildert er das Leben von Zivilisten während des Krieges. Vinko Brešan hat den Roman als Grundlage für seinen Film *Svjedoci* (deutscher Titel *Die Zeugen*) genutzt. *Die Zeugen* wurde bei der Berlinale 2004 mit dem Friedenspreis ausgezeichnet.



auf dem Plenum zu Wort kommen. Im Widerspruch zu allen rechtsorientierten und liberalen (Miss-)Interpretationen dieser Ereignisse konnten die Serben, Kroaten und Bosniaken, Jung und Alt, bei den meisten Fragen Übereinstimmung erzielen.

Der Unterschied zwischen dem Plenum in Kroatien und jenem in Bosnien ist folgender: Während im Jahr 2009 die direkte Demokratie in erster Linie als ein Kampfmittel zur Erlangung eines Ziels diente (freie Bildung), nahm sie, die direkte Demokratie, hier einen allgemeingesellschaftlichen Charakter an und war gegen das gesamte politische Establishment gerichtet. Im ersten Fall waren es die Studenten, die das Plenum bildeten, im zweiten Fall waren es die Bürger oder besser gesagt das Volk. Es gibt einen weiteren ausschlaggebenden Unterschied: Während sich die kroatischen Studierenden als Teil ihrer Strategie von der Straße abwandten und in Versammlungssälen aufhielten, wurden in Bosnien und Herzegowina parallel zum Plenum auch Straßenproteste organisiert. Möglicherweise ist das der Schlüssel zum bisherigen und auch zu einem eventuellen zukünftigen Erfolg: Ein Plenum ohne Straßenprotest wird von der Regierung nicht in einem ausreichenden Ausmaß als Bedrohung erlebt, während ein Straßenprotest ohne Plenum über keine ausreichende Artikulation und Legitimation verfügt.

Ganz gleich, wie die Situation in Bosnien und Herzegowina sich weiterentwickelt, selbst wenn diese ganze Revolte scheitern sollte, eines steht jetzt schon fest: Die Frustration, die sich im Laufe von zwanzig Jahren angestaut hatte, fand endlich ihren Ausdruck, und nun gibt es kein Zurück mehr. Selbst wenn das Plenum demnächst seine Arbeit einstellt und die Proteste von den Straßen verschwinden – Bosnien hat sich in diesen wenigen Tagen der Europäischen Idee stärker angenähert als in den letzten zwanzig Jahren.

Womit wir es hier zu tun haben, ist der Übergang vom Partikularen hin zum Universalen. Und nicht nur das: Wir haben hier auch die Möglichkeit des Übergangs von Hegel zu Marx. Erst dann, wenn der *Pöbel*, dieser „Auswurf der Gesellschaft“, der noch nicht Proletariat und auch noch kein Lumpen-Proletariat ist, erst wenn dieser Pöbel sich seiner selbst als Klasse bewusst wird, wenn er sich seiner bereits erwähnten „Bauchbrüder“ bewusst wird, erst dann besteht die Möglichkeit, dass dieser „Abschaum“ der Gesellschaft sich zu einem Proletariat als Gegensatz zum Lumpenproletariat erhebt.

THEATER ALS UTOPIE, UTOPIE ALS THEATER

Kehren wir jetzt zu Susan Sontag und dem Theater in der belagerten Stadt zurück. Die folgende Frage drängt sich auf: War nicht die gesamte Stadtbevölkerung Sarajevos im Laufe des Krieges auf eine hegelianische „Volksmasse“ reduziert, eine Masse erniedrigter Menschen, die nicht nur ihrer lebensnotwendigen und materiellen Sicherheit beraubt worden waren, sondern in erster Linie auch ihrer Würde?

Es war das Theater, das in diesem Augenblick einen Ausweg aus der Sackgasse bot.

Die Gesamtanzahl der Vorstellungen, die im belagerten Sarajevo stattfanden, sind ein hinreichender Beleg für die Bedeutung des Theaters während der Belagerung. Das Kammertheater verzeichnete 1112 Vorstellungen, das Kriegstheater von Sarajevo 526, das Theater der Jugend 336, das Volkstheater 183. Insgesamt wurden während der Belagerung Sarajevos 182 Premieren und mehr als zweitausend Vorstellungen aufgeführt, die insgesamt mehr als eine Million Zuschauer fanden. Während sich zeitgleich in Kroatien und Serbien im Theater alles mehr oder weniger um nationale Themen drehte, war das Theater in Sarajevo im wahren Sinne des Wortes international: *Alkestis*, *Warten auf Godot*, *Die Seidentrommel*, *Die Gespenstersonate*, *Die Wand*, *Hair*, *Im Land der letzten Dinge* ...

Der bosnische, in den USA lebende Schriftsteller Aleksandar Hemon erzählt in seinem neuesten Roman *Das Buch meiner Leben*, dass in Sarajevo unmittelbar vor dem Krieg das sogenannte „Zeitalter des großen Fickens“ geherrscht habe, mit ausschweifenden und ausgelassenen Festen zu jedem Rhythmus, bei denen versucht wurde, die letzten Atemzüge des Lebens vor der Apokalypse aufzusaugen. Nur einige Jahre nach dem Eintreten der Apokalypse haben wir es nicht mit einer gefallenen Stadt zu tun, sondern mit einer Stadt, die überlebt hat, unter anderem dank des Theaters und der Energie, die von ihm ausging: In dem häufig improvisierten Theater hatten die Menschen das Gefühl, dass ihnen nichts zustoßen könnte, obwohl jederzeit eine Granate auf das Theatergebäude hätte fallen können, was im Übrigen auf jeden anderen Ort in der Stadt gleichermaßen zutraf.

Damals trat an die Stelle einer Instant-Utopie, die nichts anderes als eine Realitätsflucht ist, eine Utopie, die eine Konfrontation mit der Realität darstellte. Die Schauspielerin Nada

Durevska brachte es gut auf den Punkt: „Der Zuschauer, der damals vor Kälte schlotterte, kam ins Theater, um mich zu sehen, wie ich auf der Bühne ebenfalls vor Kälte schlotterte. Die Situation, aus der heraus wir beide ins Theater gekommen waren, war identisch.“⁴ Im Theater von Sarajevo gab es keine Rampe mehr. Die Grenze zwischen den Schauspielern und dem Publikum war so unbedeutend wie noch nie, ebenso wie die Grenze zwischen denjenigen, die vom Krieg betroffen waren, und denjenigen, die sich als Subjekte würdevoll wiederaufgerichtet hatten. Susan Sontags Theaterdarstellung fand bei Kerzenlicht statt. Der „Hauptsponsor“ für die Aufführung von „Die Wand“ von Dino Mustafić war ein Bestatigungsunternehmen, denn nur diese eine Firma war in der Lage, die nötigen Bretter zu liefern. Alles, was vor dem Krieg nicht normal war, wurde nunmehr normal, das Publikum saß auf der Bühne und teilte das Schicksal der Schauspieler, so wie die Schauspieler ihrerseits das Schicksal des Publikums teilten.

Der Journalist Senad Pećanin sollte später eine schöne Beschreibung dieser Grenze zwischen dem Normalen und dem Nichtnormalen liefern: „Autofahren in Sarajevo ... Manchmal gab es nach etwa einem halben Jahr endlich wieder Strom in der Stadt, und wie durch ein Wunder war die eine oder andere Ampel nicht beschädigt, sie funktionierte sogar, und so fuhr ich um zwei oder drei Uhr nachts durch die Stadt – und plötzlich schaltete die Ampel auf Rot. Im Umkreis von einem Kilometer gab es keinen einzigen Polizisten, es gab nicht einmal eine Menschenseele, es gab keine anderen Autos, und in diesem Moment schaltete die Ampel auf Rot: Ich wusste, dass es vollkommen verrückt war ... Im Krieg fuhr jeder so, wie er konnte, man fuhr gegen die Einbahnstraße, die Polizei hielt keinen Verkehrsteilnehmer an – ich aber genoss es, bei Rot stehen zu bleiben und so zu tun, als wäre alles normal und als müsste ich bei Rot stehen bleiben! Das ist nur ein kleines Beispiel für die Suche nach der Normalität in einem nicht normalen Alltag. Auch das Theater bedeutete eine solche Suche nach der Normalität.“⁵

Aida Begić erzählte eine andere Anekdote, die ebenfalls von einer Ampel handelt. Aida hatte von einem Freund erfahren, dass im Stadtteil Ciglana in der ehemaligen Ulica Đure Đakovića eine Ampel umgefallen war. „Da die Stadt unter Granatenbeschuss stand, war natürlich niemand auf der Straße, und so kamen wir zu dieser riesigen, echten Ampel, die überhaupt nicht beschädigt war. Nie zuvor hatte ich mir überlegt, wie groß eine Ampel eigentlich ist. Ohne Rücksicht auf die Heckenschützen wickelten wir diese Ampel in eine Jacke und trugen sie weg. Wir brachten sie in einen Keller, wo wir uns öfter versammelten. Ich träumte davon, diese Ampel für eine Szenografie an der Akademie zu verwenden, denn es wäre geradezu monströs gewesen, diese große, echte Ampel mit drei verschiedenen Lichtfenstern in einer Aufführung zu verwenden.“⁶

Eine weitere Illustration der Utopie, die zur Wirklichkeit wurde – die nicht länger eine Utopie, sondern eine Heterotopie ist –, bietet der Dokumentarfilm von Pjer Žalica über die Vorbereitungen zur Aufführung von *Warten auf Godot* in Sarajevo. Dieser Film dokumentiert nicht so sehr das Engagement von Susan Sontag, sondern handelt vielmehr von den Schauspielern, die dieses Theaterstück bearbeiten und leben, es handelt von den Bürgern Sarajevos, die zugleich Schauspieler sind, und von den Schauspielern, die zugleich die Bürger einer belagerten Stadt sind.

Eine gute Zusammenfassung liefert ein Schauspieler, als er kurz vor Ende des Dokumentarfilms erzählt, während er auf einem Sessel in seiner Wohnung lümmelt: „Mir geht es super hier in Sarajevo, ich habe keine Sekunde lang daran gedacht, von hier wegzugehen. Ich habe schreckliche Angst vor den Granaten, aber es geht mir gut, wirklich. Vor ein paar Tagen habe ich einen fantastischen Brief von einem Freund erhalten. Er ist irgendwo da draußen, wo Frieden herrscht, aber er ist verzweifelt. Er schreibt mir, ich solle unbedingt von hier weg, zumal jetzt, da meine Frau, also wir bekommen bald ein Kind, und wir sollen also unbedingt raus aus dieser Hölle, aber für uns ist das hier überhaupt nicht die Hölle. Uns geht es hier fantastisch.“

Etwas Ähnliches erzählte die bereits erwähnte Aida Begić in ihren Zeugnissen über

4 Zitiert nach: Davor Diklić (Hg.): *Teatar u ratnom Sarajevu (Das Theater in Sarajevo während des Krieges), 1992-1995: svjedočanstva (Zeugnisse)* Sarajevo-Zemun: Most Art 2004, S. 73.

5 Zitiert nach ebenda, S. 222.

6 Zitiert nach ebenda, S. 47.

die Jahre in der belagerten Stadt: „So schrecklich es auch war, jahrelang in vollkommener Dunkelheit zu leben, so schön war es auch, dieses echte Leben zu leben, ich nenne es jetzt mal so, oder dieses Leben mit Substanz. Wenn man von zu Hause irgendwohin gehen musste – in meinem Fall war es meistens die Akademie oder das Theater –, musste man zu Fuß gehen, denn es gab ja keine öffentlichen Verkehrsmittel, dann passierte es einem, oder zumindest war es in meinem Fall so, dass ich zum ersten Mal, und ich weiß nicht, ob ich dieses Privileg je wieder haben werde, so paradox es auch klingen mag – also, man achtete plötzlich auf seine Umwelt, man schaute sich an, was auf dem eigenen Weg zu sehen war, man betrachtete beispielsweise den Himmel. Ich werde niemals den Himmel im Sommer und Herbst 1993 vergessen, es war der schönste Himmel, den ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Vielleicht existiert dieser Himmel noch immer, aber ich betrachte ihn einfach nicht mehr, heutzutage habe ich einfach keine Zeit oder kein Interesse, weil ich mit zahlreichen anderen Dingen beschäftigt bin, über die ich im Krieg nicht nachgedacht habe. In einer solchen Situation, in einer derart nackten Existenz, bewies das Theater seinen Ursprung und offenbarte sich als die allernormalste und grundlegendste Sache, so wie es im Zeitalter der Mythen und Rituale gewesen war, also als der Mensch noch mit der Welt, in der er lebte, tatsächlich verbunden, untrennbar verbunden war ...“⁷

WARUM HAT ES EINEN SINN, AUF GODOT ZU WARTEN?

Was haben also die Proteste in ganz Bosnien und Herzegowina von Anfang 2014 mit dem Theater im belagerten Sarajevo Anfang der neunziger Jahre zu tun? Möglicherweise ist es wieder an der Zeit, auf die Worte eines Teilnehmers des Theaterstücks *Warten auf Godot* in der Regie von Susan Sontag zurückzugreifen, der im Film von Pjer Žalica Folgendes sagte: „Vor dem Krieg wartete jeder auf seinen eigenen Godot, jetzt warten 300 000 Menschen auf einen und denselben Godot.“

Zwanzig Jahre später sehen wir, wie von Neuem eine Utopie entsteht, und zwar in einer Stadt, die nicht mehr von den umliegenden Bergen aus belagert wird, sondern wo die Belagerung wesentlich subtilere Formen angenommen hat, ausgedrückt durch die bereits angeführte Zahlenangabe von 90 Multimillionären, die ebenso wie auch die fast 60 Prozent arbeitslosen Jugendlichen parallel aus dem Zeitabschnitt der sogenannten „Transition“ aufgetaucht sind. Wenn der Godot, auf den wir in den neunziger Jahren gewartet hatten, die heutige Europäische Union ist, die es nicht einmal mehr schafft, ihre eigenen Probleme zu lösen, sondern im Gegenteil diese immer weiter verschärft, dann braucht es niemanden zu wundern, wenn auf dem Plenum zunehmend ein Bewusstsein dafür entsteht, dass dieser Godot, auf den wir die ganze Zeit gewartet hatten, niemand anders ist als wir selbst.

Und genau das ist der Grund, warum wir heute mehr denn je eine Utopie brauchen. Nur mit Hilfe einer Utopie kann das, was scheinbar unmöglich ist – wie etwa ein Theaterstück in einer belagerten Stadt oder die Abhaltung eines Plenums heute – möglich werden. Wenn es im belagerten Sarajevo genauso unentbehrlich war, ins Theater zu gehen, wie es unentbehrlich war, Wasser holen zu gehen, und wenn es heutzutage genauso wichtig wird, zum Plenum zu gehen, wie es wichtig ist, sich um das alltägliche Überleben zu kümmern, dann wird es nicht mehr von Bedeutung sein, ob Godot endlich einmal kommen wird. Dann wird Godot nämlich, unmerklich, gerade weil wir nicht mehr auf ihn warten, endlich gekommen sein.

Aus dem Kroatischen von Mascha Dabić

SREČKO HORVAT

geboren 1983, ist ein kroatischer Philosoph, Aktivist und Intellektueller. Bislang sind acht Bücher von ihm erschienen, auf Deutsch 2013 *Nach dem Ende der Geschichte – Vom Arabischen Frühling zur Occupy-Bewegung* und gemeinsam mit Slavoj Žižek *Was will Europa*. Srećko Horvat war Mitbegründer und Leiter des renommierten Zagreber Subversive-Festivals.

7 Zitiert nach ebenda, S. 39.

Yannis Kiourtsakis SECESSION

DAS IST DIE AGORA

In Athen braute sich wieder etwas zusammen. Es waren nicht mehr die Studentenrevolten von einst, die „Brot, Bildung, Freiheit“ skandierten; auch nicht die Revolte des Polytechnikums, das 1973 von Panzern belagert wurde; ebenso wenig die jubelnde Volksmenge vom Nachmittag des 23. Juli 1974, als die Militärdiktatur zusammengebrochen war. Es war die Wut, die nach langen Monaten unterdrückter Verzweiflung die Leute aus ihren Löchern trieb. An diesem Abend sollte das Parlament über den x-ten Plan zur „Rettung“ Griechenlands abstimmen, Pläne, allesamt aufoktroziert von der „Troika“ (Europäische Union, Europäische Zentralbank, Internationaler Währungsfonds), die die Zahlungen der Gehälter und Renten zur Feilschware für neue Sparmaßnahmen machte und so einen wachsenden Teil der Bevölkerung in Entlassung, Arbeitslosigkeit und Elend trieb.

Auf dem Syntagma-Platz gegenüber dem Parlamentsgebäude schwoll die Menschenmenge an. (...)

Wir steckten in einer Sackgasse. An diesem Morgen war ich auf dem Postamt meines Viertels einer alten Frau begegnet, die dort ihre letzten Ersparnisse einzahlte, um die exorbitante neue Grundsteuer zu begleichen, damit ihr in ihrer Wohnung nicht der Strom abgestellt wurde. Sie weinte. Ich versuchte, ihr die weitaus schlimmeren Übel ins Gedächtnis zu rufen, die sie in der Vergangenheit sicherlich zu überstehen hatte, und vor ihr ihre Eltern: die Aufgabe ihres Landbesitzes, die Emigration, das Exil, die Hungersnot unter der Besatzung, den Bürgerkrieg, vielleicht die Deportation ihrer Angehörigen. Schluchzend antwortete sie mir: „Sie haben ja Recht, mein Herr. Aber damals hatten wir wenigstens Hoffnung!“

Keine Hoffnung mehr! Beim Hinausgehen stieß ich auf einen Mann, der im Müll wühlte. Etwas weiter bettelte ein auf dem Bürgersteig kauender Einwanderer, indem er ununterbrochen mit jammernder Stimme rief: „Ich habe Hunger.“ Am Morgen zuvor hatte sich ein Rentner mitten auf dem Syntagma-Platz eine Kugel in den Kopf geschossen; man hatte bei seinem Leichnam einen Zettel gefunden mit der Erklärung, dass er es nicht mehr ertrage, würdelos zu leben.

Keine Hoffnung! Ich schaute in den Straßen auf geschlossene Läden mit Schildern, die den Verkauf oder die Vermietung ankündigten. Ich dachte an die Krankenhäuser, denen es an Personal, Medikamenten und sogar Toilettenpapier mangelte; an die jungen Hochschulabsolventen ohne Arbeit; an jene – Ärzte, Ingenieure, Lehrer –, die nach Deutschland emigrierten; an die abgebauten Stellen an den Universitäten; an den aus den Lehrplänen gestrichenen Unterricht. Einmal mehr ging dem Land seine Substanz verloren. (...)

Es stimmt: Wir hatten über unsere Verhältnisse gelebt. Aber galt das nicht im Grunde genommen für alle Völker Europas? Was hatte denn all unseren Ländern während der „dreißig glorreichen Jahre“ der Nachkriegszeit als Wachstumslokomotive gedient, wenn nicht die Konsumgesellschaft? Und was war diese Gesellschaft (wenn man sie denn so nennen darf) anderes als eine Orgie von nutzlosen Ausgaben, Verschwendung, einem Überangebot an Produkten, die von Anfang an darauf programmiert waren, schnellstmöglich obsolet zu werden, von fader und verlogener Werbung, von Verschmutzung der Natur und der Seelen? War die Korruption der griechischen Politiker und der Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen waren, nicht in hohem Maße den großen Firmen Europas geschuldet, sprich der Europäischen Union selbst, die, indem sie es einem kleinen, armen Land erlaubte, dank dem Euro zum selben Zinssatz Geld zu leihen wie das starke, wohlhabende Deutschland, die Griechen natürlich dazu ermunterte, mehr und mehr Güter einzuführen und zu konsumieren, die sie nicht selbst produzierten? (...)

Ich habe aufgehört fernzusehen und versuche, mich in der angeblich seriösen Presse zu informieren. Doch herrjeh! Die Wörter, mit de-

nen sie uns überschüttete, verbargen unser Alltagsleben, anstatt es zu erhellen, in einer Wolke aus Abstraktionen: restriktive Haushaltspolitik, Defizitreduzierung, Wettbewerbsfähigkeit, Strukturformen, Modernisierung, Rentabilität, Flexibilität, Evaluation ... Im Schatten ebendieser Wörter wuchsen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus, die Verachtung des Anderen, das Hassgeschrei gegen die Einwanderer. Hören Sie nur: Ratingagenturen, Hedgefonds, Junk Bonds, Spreads, Hair-Cut, Swaps, Warrants; dann die Abkürzungen: CDS, PSI, ESM, EFSF, IIF ... Diese Wörter waren es, die uns nun in den Straßen, den Cafés, den Läden überall in der Stadt auf den Leib rückten. Und sie nährten noch mehr den Hass auf die Anderen und auf uns selbst.

(...)
Etliche meiner griechischen Freunde – Ökonomen, Verfassungsrechtler, Politologen, Journalisten, Soziologen – beschworen mich zu verstehen, dass für unseren Verbleib in der Eurozone kein Opfer zu groß war. Denn wie, sagten sie, könnte Griechenland unter den derzeitigen Umständen in der Europäischen Union bleiben, wenn es aus der Eurozone ausgeschlossen wäre? Wie gern hätte ich ihnen geglaubt! Doch wie sollte das gelingen, wenn ich doch täglich feststellte, dass diese unglückselige Währung alles, nur keine gemeinsame war – dass sie, entgegen dem proklamierten Ziel der Europäischen Union, den ökonomischen Graben zwischen dem europäischen Norden und Süden einzuebrennen, diesen Tag für Tag noch vertiefte? Nein, meine Inkompetenz auf wirtschaftlichem Gebiet, die mir zur Eurofrage eine gut fundierte Meinung verwehrte, hinderte mich nicht daran zu sehen, dass der Euro für uns zu einer Falle geworden war. Und erst recht nicht, dass dieses seelenlose Europa bar jeder politischen Vision, die jede konkrete Solidarität zwischen seinen Völkern unterband und jeden von uns instrumentalisierte, nicht mein Europa sein konnte. Doch wie sollte ich, der ich doch selbst von Zweifeln geplagt war, das meinen Freunden laut ins Gesicht sagen, ohne dass sie und ich darüber erbitterten? Ich zog es vor zu schweigen.

Dennoch, wie viele verschandelte Wörter! Und wie viele verpfuschte Leben! Die Wirtschaftskrise bestätigte letztlich zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine der wichtigsten Lehren aus den totalitären Regimen des 20. Jahrhunderts (aber war das nicht bereits die von Thukydides formulierte Lektion aus dem Peloponnesischen Krieg gewesen?): Wenn der Sinn der Worte so sehr misshandelt, verhöhnt und entstellt wird, dass mit ihnen das Gegenteil von dem gesagt wird, was ihrer Daseinsberechtigung zugrunde lag, eilt das menschliche Leben seinem Untergang entgegen.

Ach! Dieser toten Sprache entfliehen! Auf die Suche gehen nach einem lebendigen Wort, und sollte es das letzte verbliebene sein!

II

Am Vorabend des griechischen Karnevals bin ich nach Skyros aufgebrochen, einer einsam im Ägäischen Meer liegenden Insel, auf der ich jedes Jahr einen Monat zum Schreiben verbringe.

Letzten Sommer hatte ich mich mit Costis angefreundet, einem Inselbewohner, der jeden Abend in der Taverne am Meer, in der ich speiste, als Kellner arbeitete und von dessen Sensibilität, Aufrichtigkeit und Weisheit ich bezaubert war. Er servierte in Rekordzeit an allen Tischen, doch fand er immer Zeit, sich für ein paar Minuten zu mir zu setzen, zu diskutieren, ein Gläschen zu trinken, zu scherzen, ein Lied anzustimmen. Er war von Hause aus kein Kellner, sondern Hirte, wie sein Vater und seine Vorväter. Ein Mann von bald vierzig Jahren, groß, schlank, drahtig.

Seine Freunde nannten ihn den „Alten“ oder auch den „Archaischen“. Mir fiel ein Satz von Giorgio Agamben ein: „Nur derjenige kann der Gegenwart zeitgenössisch sein, der im Modernsten und Neuesten die Anzeichen und die Signatur des Archaischen wahrnimmt.“

Ich kam also wieder zu diesem Karneval, weil ich einem Versprechen von Costis Vertrauen schenkte. Vorigen Sommer hatte er mir angekündigt, dass er am Tanz der „Alten“ teilnehmen würde: einem altertümlichen Ritual des Dorfes, bei dem sich die jungen Männer als Wilde verkleiden, halb Mensch, halb Tier, mit vielen Kuhglocken um die Hüften und einer Maske aus Ziegenfell auf dem Gesicht. „Du wirst sehen“, hatte mir Costis versprochen, „du wirst mich unter allen wiedererkennen; nicht, weil ich der Beste wäre, sondern weil ich Hirte bin.“

Doch er sollte erst am folgenden Tag tanzen. An diesem Samstagabend, auf der Terrasse einer Taverne an der Hauptstraße sitzend, schwatzten wir unbeschwert. Die Inselleute kamen vorbei, bald gesellten sich neue, gerade erst an Land gekommene Besucher hinzu. Sie kamen mit Schiffen aus Athen, aus Saloniki, aus verschiedenen Gegenden Griechenlands. Auf einmal fügte sich der in alle Welt zerstreute Körper des Dorfes wieder zusammen, oder besser gesagt, dieser Körper war ganz neu, weil er genau diese Form erst in ebendiesem Moment annahm und dabei seine derzeitige Zerstreuung überwand. Alle erkannten Costis mit offenkundigem Vergnügen: Sie gaben ihm Willkommensküsse, umarmten ihn. Kleine Grüppchen bildeten sich um ihn herum, lange, lebhaft Diskussionen entspannten sich. Ich konnte nicht anders, als ihm gegenüber meine Bewunderung für eine so warmherzige, großzügige Geselligkeit zum Ausdruck zu bringen. Er erwiderte einfach: „Das ist die Agora.“

Die Agora! So lange dieses Wort existiert, hat es nie aufgehört, im Griechischen den öffentlichen Platz und die Zusammenkunft sprechender Wesen an diesem Ort zu bezeichnen.

Ich war fasziniert. Nicht nur, weil ich beim Klang dieses archaischen, mindestens dreitausend Jahre alten Wortes, das auf den Lippen dieses Hirten in seiner ganzen jungfräulichen Frische neu erblühte, einfach nur tief bewegt sein

konnte; sondern vor allem, weil die Tatsache, es auf dieser Insel zu hören, inmitten eines in Trümmern liegenden Landes, in genau diesem Moment der griechischen und europäischen Geschichte, für mich wie eine Verheißung war, ein Zeichen aus der Zukunft, ein Versprechen auf Wiederauferstehung. Ja, dachte ich, dieses Wort musste in einer ebenso unwahrscheinlichen wie notwendigen Zukunft wiederaufstehen, denn nur unter dieser Bedingung würden Griechenland und Europa aus ihrer Asche wieder neugeboren werden können.

Ich begann zu träumen. Plötzlich verwandelte sich die Landschaft der Sprache, der Politik, der Gesellschaft, der Zivilisation, klarte auf, leuchtete in allen Farben. In diesem Traum sah ich, wie sich die berühmte-berühmte „Märkte“, anonym, völlig computerisiert und entpersonalisiert, in einen Marktplatz des Austauschs zwischen lebenden Menschen verwandelten, um den Grundstein für eine neue Agora zu legen. Und das Wort Agora lud seine Schwestern und Brüder ein, sich an seine Seite zu stellen – man erlaube mir, sie in Griechisch zu nennen und zu schreiben: δημοκρατία (demokratia), εκκλησία (ekklesia: Versammlung des Volkes – heute nennen wir so unsere Kirchen, die in der griechisch-orthodoxen Welt eher an eine Agora als an einen Ort des Gebets denken lassen), πόλις (polis – Stadt, Stadtstaat), πολιτική (politike), πολίτης (polites – Bürger), πολιτισμός (politismos, ein jüngerer Wort, mit dem wir heute die Zivilisation benennen, das aber ebenfalls ursprünglich die Regierung des Stadtstaats bezeichnete) und natürlich οικονομία (oikonomia): eine Ökonomie, die untrennbar ist von allen anderen menschlichen Aktivitäten (Stadt, Gesellschaft, Kultur), eng eingewoben – *embedded*, hätte Karl Polanyi gesagt – in das soziale Gefüge. Am Firmament dieses Traumes begann sich ein Gestirn abzuzeichnen, eine Konstellation aus zugleich sehr alten und völlig erneuerten Worten, die einen unverhofften Raum von Möglichkeiten eröffneten.

Der Hirte, Hüter der Herde, Hüter der Worte; ein umso kostbarer, umso notwendiger Hüter, als diese Worte keine aufzubewahrenden Reliquien waren, sondern lebendige Wesen, die uns aus der gegenwärtigen Trostlosigkeit unserer Zivilisation erretten könnten, indem sie uns den Weg zu einer so noch nie dagewesenen Utopie bahnen.

Ach, könnten wir doch diese so wesentlichen Worte in jede unserer Sprachen neu übersetzen!

Aus dem Französischen von
Till Bardoux

YANNIS KIOURTSAKIS

geboren 1941 in Athen. Er studierte Rechtswissenschaften in Paris, wo er mehr als zehn Jahre lang lebte. *Σαν μυθιστόρημα (Wie ein Roman)*, sein bekanntestes Werk, erschien 1995 in Griechenland und erhielt viele Auszeichnungen. Das Buch wurde bereits in mehrere Sprachen übersetzt. Es handelt sich um den ersten Teil einer Trilogie. Yannis Kiourtsakis' Arbeit ist eine fortwährende Suche nach Griechenland und Europa, es geht um Identitätsfragen und das Anderssein.





Andrej Nikolaidis TOMOVIĆ

Thomas Bernhard nachempfunden

Der Sonntagskaffee mit Tomović bereitet mir schon lange kein Vergnügen mehr. Dennoch halte ich diese sinnlose und zuweilen sogar unangenehme Tradition weiterhin aufrecht. Unter anderem deshalb, weil mir schon lange auch sonst nichts mehr Vergnügen bereitet. Weder mir noch Tomović. Wobei ich zu behaupten wage, dass bei ihm, Tomović, außerdem ein ernstzunehmendes Selbstmordpotenzial vorliegt. Dieses Potenzial konnte Tomović aus demselben Grund nicht weiterentwickeln, oder vielleicht müsste man sagen: aus demselben Komplex an Gründen, aus denen sich in unserer Gegend kein ernstzunehmender Faschismus entwickeln konnte. Unser Faschismus ist widerlich, das ja. Stinkend und laut, auch das. Tödlich, das definitiv. Aber nicht ernstzunehmend. Darauf kommen wir später zurück, denn ich sehe schon Tomović, wie er sich dem Kaffeehaus nähert, wo ich seit einer halben Stunde auf ihn warte. Tomović hat es einzig und allein seiner Verantwortungslosigkeit und seiner Schlampigkeit zu verdanken, dass er noch immer am Leben ist. Der Selbstmord erfordert ein gewisses Ausmaß an organisatorischen Fähigkeiten, das für Tomović unerreichbar ist. Darüber hinaus erfordert der Selbstmord auch einen Willen, den Tomović nicht hat, ebensowenig wie er Entschlossenheit besitzt, eine weitere Qualität, ohne die ein erfolgreicher Selbstmord nicht zu bewerkstelligen ist. Aber darauf kommen wir später zurück, denn da ist er ja, Tomović, endlich betritt er das Kaffeehaus, in dem ich wohl schon seit einer Stunde auf ihn warte. Hör mal, sage ich zu ihm, während er seinen Mantel ablegt und sich an den Tisch setzt, das hier geht mir wirklich zu weit: Ich habe anderthalb Stunden auf dich gewartet, dieses eine Mal jetzt und nie wieder. Er will mir antworten, schafft es aber nicht, weil ausgerechnet in diesem Augenblick die Teenager am Nebentisch laut werden. Sobald ich ins Kaffeehaus gekommen war, hatte ich gewusst, dass sie Schwierigkeiten machen würden. Das Kaffeehaus war leer, weil hier die Menschen vor dem Meer flüchten, so wie die ganze Stadt vor dem Meer flüchtet. Selbst unter einer gezückten Waffe würden die Einheimischen niemals ihren Kaffee am Strand trinken. Nein! Stattdessen strömen sie in die Kaffeehäuser am Markt, wo sie stundenlang Kaffee schlürfen und rauchen und den Marktverkäufern dabei zusehen, wie sie ihre Kisten mit kreberregendem, aus Albanien geschmuggeltem Gemüse feilbieten. Sogar in den Buden rund um den Markt bekommen die Gäste Zeitungen und gratis WLAN. Aber niemand schlägt dort die Zeitung auf, geschweige denn das Internet. Alle tun den lieben langen Tag nichts anderes, als mit der größtmöglichen Aufmerksamkeit die Bewegungen der Gemüse-kisten zu verfolgen. Sie warten auf die Nachmittagsstunden, wenn der Markt schließt, wenn die Marktverkäufer die Preise auf ihr halbverfaultes und jedenfalls ungenießbares Gemüse

senken. Dann rennen sie zum Markt und kaufen billig Obst und Gemüse ein, das sie im Übrigen nicht brauchen, und das sie nur deshalb erstehen, weil es *billig* ist. So stellen sie sich das Sparen vor: Du kaufst zu einem besonders günstigen Preis etwas, das du nicht brauchst. Diese Taugenichtse, die den lieben langen Tag kaffeetrinkend und rauchend verbracht haben, kehren dann nach Hause zurück, erfüllt von einem bizarren Gefühl der Selbstzufriedenheit, und werfen ihren Ehefrauen, die es nicht wagen nachzufragen, wo sie waren und was sie getan haben, weil sie augenblicklich eine auf den Deckel bekommen würden, also sie werfen ihren Ehefrauen ihre Einkäufe in die Arme, die diese wiederum etwas später in den Müll werfen, weil sie bereits am Vormittag alles, was sie im Haushalt benötigen, eingekauft haben. In einer solchen Umgebung konnte sich unser Faschismus entwickeln, sagte ich viele Male zu Tomović. Nicht etwa in Münchner Bierlokalen, sondern in den Buden rund um den Markt, nicht etwa unter wütenden arbeitslosen Arbeitern, sondern unter gemütlichen Faulpelzen, nicht etwa als eine Ideologie von Blut und Boden und Rasse, sondern als eine Ideologie des Marktstandes. Entwickelt hat sich unser Faschismus sehr wohl, und wie!, allerdings etwas verspätet, als der Markt der Ideologien schon geschlossen hatte, *second hand* eingekauft, zum halben Preis, verfault und gatschig, hatte ich zu Tomović gesagt. Sie, die hiesigen Menschen, können nur einen beengten Raum ertragen, das hatte ich auch zu ihm gesagt. Das Meer ist ihnen unerträglich, der Blick auf den Horizont macht ihnen Angst, dort sehen sie nichts als Bedrohung, vor der sie in ihre Maulwurföcher flüchten, in denen sie ihr Leben verbringen. Das Kaffeehaus direkt am Meer haben Tomović und ich uns für unsere wöchentlichen Treffen deshalb ausgesucht, weil dort normalerweise kein Mensch ist. Die Kellner lehnen am Schank und schlafen meistens. Das stört uns nicht. Wir haben es ja nicht eilig. Wenn die Kellner aufwachen, freuen sie sich herzlich über unsere Gegenwart, flattern um uns herum, um die Längeweile zu verscheuchen, die nur durch unsere Anwesenheit für eine kurze Zeit unterbrochen wird. Heute morgen kam allerdings eine Schulklasse zu uns in die Stadt. Die Kinder aus der Provinz wurden hierher gekarrt, *um das Meer zu sehen*. Die Kinder stiegen aus dem Bus aus, blickten zum Meer, stießen in größter Panik einen Schrei aus und liefen kopflos hinauf, schnurstracks zum Markt. Ein Teil von ihnen ließ sich jedoch vom Meer nicht unterkriegen, also beschlossen sie, mein und Tomovićs Kaffeehaus aufzusuchen und also meinen und Tomovićs Kaffee zu ruinieren und also meine und Tomovićs Woche. Eine Zeitlang saßen sie ruhig und starrten auf das Wasser, aber dann, wie ich bereits sagte, wurden sie unruhig, weil einer von ihnen glaubte, einen Delphinschwarm gesehen zu haben. Die anderen versuchten ver-

geblich, die Tiere mit ihren Handys zu filmen, um die Aufnahmen später in sozialen Netzwerken zu verbreiten. Ein Haufen menschlicher Jungtiere lief im Kaffeehaus umher, mit elektronischen Geräten zum Meer hin ausgerichtet. Als sie endlich wieder ruhig waren und sich hinsetzten, sagte ein Junge mit Piepsstimme, Delphine müsse man töten, weil sie Schädlinge seien. Sein Onkel lebe in Budva, der Onkel sei Fischer, die Delphine würden ihm die Fische aus dem Netz fressen. Die Mädchen empfanden zunächst Mitleid mit den Delphinen – die sind doch so süß! –, aber irgendwann kamen sie zu dem Schluss: Wenn man sie töten müsse, dann solle es eben so sein, und was könnten sie, die Mädchen, dafür. Von da an hielten sich die Weibchen aus der Diskussion heraus und beschlossen, auf Mode-Websites auszuharren, bis die Männchen von der Jagd zurückkehren. Die Männchen wiederum tauschten ihre Erfahrungen aus: Was ist die effizienteste Art, einen Delphin zu töten? Zunächst sprachen sie über Einzeltötungen: Man wirft vom Schiff einen Fisch hinunter, und wenn der Delphin auftaucht, erlegt man ihn mit einer Harpune. Dann kamen sie auf Massenexekutionen zu sprechen: Man wirft einige Dynamitstäbe auf den Schwarm. In weniger als zehn Minuten waren sie schon beim Genozid: einen Eimer für Wandfarbe mit einem Fassungsvermögen von fünfzig Litern mit Nägeln und zwanzig Kilo Dynamit füllen, mit einem langen Docht versehen und mit einem Seil auf fünfzig Meter Tiefe hinablassen, die Delphine sind neugierig, der Schwarm verfolgt den Eimer, und wenn es dann zu einer Explosion kommt, ist es wie die Detonation einer kleinen Atombombe, danach ist alles mausetot. Ich bin irritiert, Tomović dagegen ist vom Gehörten positiv überrascht. Mein Lieber, diese Kinder legen ein ernstzunehmendes Talent an den Tag, sagt er. Wenn man mit ihnen richtig arbeitet, könnten sie sich bis zum Allerletzten gegenseitig ausradieren, sagt er, und nicht so wie wir und alle anderen vor uns, die beim gegenseitigen Ausrotten auf halbem Wege steckengeblieben sind, sodass diese Arbeit von einer zukünftigen Generation fortgesetzt werden muss, die wiederum genauso schlampig vorgehen wird wie alle anderen Generationen vor ihr und die ihre blutigen, unbeglichenen Rechnungen an andere Menschen vererben wird, die nach ihr auf diese Welt berufen werden. Diese Kinder dagegen, sagt er, könnten diesen Weg bis zum Ende gehen, bis zur vollständigen Ausrottung. Gehen wir davon aus, dass auch die Kroaten und die Bosniaken ähnliche junge Talente vorzuweisen haben, dann wird das nächste große Massaker hoffentlich auch das letzte sein. Denn die Lage ist, und da wirst du mir zustimmen müssen, sagt Tomović, unerträglich: Die Rechnungen der Schlacht vom Amselfeld sind noch immer nicht beglichen, ebenso wenig wie die Rechnungen aus dem Ersten oder gar aus dem Zweiten Weltkrieg, von den Balkankriegen und den Bürgerkriegen ganz zu schweigen. Morden auf Kredit, das ist es, was uns Kopf und Kragen kosten wird, sagt Tomović: Diese Angewohnheit, die eigenen Rechnungen nicht zu begleichen, Leben und Töten auf Kredit, das Vererben von Schulden an die Kinder. Manchmal denke ich, deine einzige Kritik an unserem Faschismus erschöpft sich darin, dass er äußerst ineffizient ist, sozusagen ein schlampiger Faschismus, sage ich zu Tomović. Unser Faschismus ist naturgemäß eine Schande für den Faschismus, sagt Tomović. Irgendwo habe ich gelesen, wie eine Gruppe von Neonazis vom Balkan einen Brief an die deutschen Neonazis verfasst hat, sozusagen an die vermeintlichen älteren Brüder, mit dem Vorschlag, zusammenzuarbeiten. Die Deutschen haben geantwortet, sie, die Balkanesen, seien in ihren Augen eine niedrigere Rasse, und es sei eine Beleidigung, dass sie, die Balkanesen, sich überhaupt annähten, sich als Nazis zu bezeichnen und sich an sie, die Deutschen, zu wenden, und dass sie, die Balkanesen, zur gegebenen Zeit für diese Beleidigung würden bezahlen müssen. Was haben also die Idioten aus Deutschland unseren Idioten damit sagen wollen? Balkanesen können keine Nazis sein. Geschweige denn Faschisten. Oder nehmen wir den Bischof Nikolaj Velimirović, heiliggesprochen von der Serbisch-Orthodoxen Kirche, der gegen die Juden gewettert und Hitler verehrt hat, ja, ihn sogar mit dem Heiligen Sava verglichen hat. „Die Juden und ihr Vater, der Teufel, haben es geschafft, durch eine leichte, langfristige Vergiftung des Geistes und des Herzens der europäischen Menschheit diese von der wahrhaftigen Frömmigkeit abzubringen und sie zu verleiten, das Idol der Kultur anzubeten (...) Alle modernen europäischen Parolen stammen von den Juden, die auch Christus ans Kreuz geschlagen haben: Demokratie, Streiks, Sozialismus, Atheismus, Toleranz gegenüber allen Religionen, Pazifismus und die allumfassende

de Revolution, und Kapitalismus und Kommunismus. Lauter Erfindungen der Juden, beziehungsweise ihres Vaters, des Teufels.“ Solche Dinge schrieb dieser Heilige. Trotzdem, weil er ein Slawe war, also Angehöriger einer „niedrigen Rasse“, landete er in Dachau, sagt Tomović. Der Faschismus, und selbst wenn er noch so armselig ist wie der unsere, hinterlässt für immer Flecken, sagt er. Ein Faschist zu sein ist nicht dasselbe wie ein Punker, ein Raver oder ein Heavy-Metal-Fan zu sein: Wenn du irgendwann die Nase voll davon hast, kannst du nicht einfach die zerschlissene Jeans ausziehen, deine Haare waschen und alles hinter dir lassen. Man kann kein ehemaliger Faschist sein, ebenso wenig wie man ein ehemaliger Mörder sein kann, sagt Tomović. Es gibt allerdings eine Fraktion, die ich noch mehr verachte als die balkanesischen Faschisten, sagt er. Nämlich die balkanesischen Linken. Schau dir zum Beispiel an, welchen Zirkus sie jetzt veranstaltet haben mit Gavrilo Princip und dem Attentat von Sarajevo, sagt er. Die Augen wollen sie dir auskratzen, wenn du es wagst anzumerken, dass Princip ein Terrorist war. Einer, der es wagt zu sagen, dass das Attentat von Sarajevo ein Terroranschlag war, findet sich schon am nächsten Tag in der Tagespresse im Kugelhagel der linken schwarzen Troikas wieder. Aus dem Hinterhalt beschließen sie einen mit einer ganzen Salve an Etiketten: „Autokolonisator“, „Reaktionär“, „Diener des Imperiums“... Dabei lassen sie den Umstand, dass Princip selbst sich als Terroristen betrachtete, vollkommen außer Acht, sagt Tomović. Bei seiner Gerichtsverhandlung musste Princip die Frage beantworten, auf welche Weise er die Vereinigung der Südslawen und ihre Befreiung von Österreich zu bewerkstelligen gedenke, und tat dies folgendermaßen: „Mit Terror“, sagt Tomović. Aber Princip kann ja wohl nicht hergehen und unsere Philosophen, Schriftsteller und Filmschaffende über seine Absichten belehren. Angesichts der enormen Popularität, die Princip unter den hiesigen Linken genießt, könnte man ja meinen, dass hierzulande Botschaften westlicher Länder der Reihe nach in die Luft fliegen, dass die amerikanischen und die europäischen Botschafter sich nicht auf die Straße getrauen, aus Angst vor linken Attentätern und Verteidigern von Gavrilo Princip, sagt er. Aber anstatt die Besatzer zu töten, wie seinerzeit Gavrilo Princip, tun unsere Kämpfer gegen die westliche Hegemonie etwas ganz anderes, und nämlich was?, stellt sich Tomović die rhetorische Frage. Sie fressen und saufen auf Empfangen westlicher Botschaften!, sagt Tomović. Sie reichen ihre Bewerbungen für EU-Gelder ein!, sagt Tomović. Sie unternehmen Studienreisen in Europa!, sagt Tomović. Sie verabsäumen es nicht, westliche Botschafter zu ihren Lesungen und Theater- und Filmpremierern einzuladen!, sagt Tomović. Abschaum!, sagt Tomović. Es gibt allerdings eine weitere Fraktion, setzt Tomović fort, die ich noch mehr verachte als die balkanesischen Faschisten und die balkanesischen Linken: Das sind die balkanesischen Liberalen. Wer sind die balkanesischen Liberalen?, fragt er. Das sind balkanesischen Faschisten und Linke, die mit europäischen und amerikanischen Fonds und Geheimdiensten unmittelbar finanziell verstrickt sind. Das sind balkanesischen Faschisten und Linke, die zugleich Liebkinder westlicher Botschafter sind, sagt er. So wie du einem Hund oder einer Katze beibringen kannst, stubenrein zu sein und nicht im Haus zu scheißen, so lernen die balkanesischen Faschisten und die balkanesischen Linken, keine Faschisten und keine Linken zu sein, während sie den westlichen Botschaftern aus der Hand fressen. Abschaum!, Abschaum!, sagt Tomović und springt auf. Ich bin heute irgendwie nervös, zahl du die Rechnung, sagt er, und verlässt mich praktisch grußlos. Ich folge ihm mit dem Blick.

Als Tomović denkt, ich könnte ihn nicht mehr sehen, läuft er zum Markt hinüber, scheint mir.

Aus dem *Bosnischen* von
Mascha Dabić

ANDREJ NIKOLAIDIS

geboren 1974 in Sarajevo, lebt in Ulcinj/Montenegro. Journalist, Literaturkritiker und Prosa-Autor, Mitarbeiter vieler Zeitungen, Zeitschriften und Internetportale im gesamten Gebiet des ehemaligen Jugoslawien. Autor zahlreicher Essaybände und Romane. 2011 erhielt er den Literaturpreis der Europäischen Union für den Roman *Sin* (*Der Sohn*). Sein Roman *Die Ankunft* ist 2014 in deutscher Sprache im Verlag Voland & Quist veröffentlicht worden.

François Cusset SECESSION

DER NAME „EUROPA“

Europa, sollte man diesen Namen verschweigen?
Seinen schönen, wohlklingenden Namen
Mit dem tragischen Badewasser der Geschichte ausschütten?
Dieses Mosaik, diesen Salat, dieses dermaßen alte Schachbrett anders nennen?

Europa, Name eines Endes der Erde
Einer Halbinsel der Zeit
Name einer Schmach auf alle Zeiten
Name
Mit ungewisser, hellenischer oder semitischer Wurzel
Großartige Vision hier oder liebende Frau dort, Name
Einer unvorsichtigen Prinzessin, von den Göttern geschändet und dann verkauft
Eines tausend Mal neu begonnenen Eroberungsprojektes
Eines Hauptquartiers für Siedler
Rückzugsort oder Mutterland
Name
Einer zusammenphantasierten, offiziell verordneten, verspotteten Einheit
zur besseren Unterwerfung seiner Völker
Einheit des faschistischen Programms von Venedig bis Royan
Einheit des nationalsozialistischen Größenwahns vom Ärmelkanal bis zum Fluss Amur
Sowjetische Einheit für eine strahlende Zukunft
Und gegenüber, auf der anderen Seite, antikommunistische Einheit vom Atlantik bis zum Ural
Oder lediglich, noch lächerlicher, die unwahrscheinliche Einheit des zusammengeflackten Ungeheuers
Die gezwungene, erbärmliche und paillettenbesetzte Einheit des Schlagermülls
Nutzlose Einheit, die die Züge einer bärtigen Sängerin annimmt
Ihren Muschelvornamen und ihren Wurst-Nachnamen
Ihre Wiener Adresse wie die parodistische Wiederholung
Einer Belle Époque, der einzigen Epoche, in der ein paar winzige Bruchstücke Europas ganz ohne Meister auskamen

Europa
Name einer Waffenhandlung, von der aus man den gesamten Globus abknallen könnte

Name eines Pulverfasses, auf dem man sich untereinander auslöscht
Unreiner Name eines alten Traums von Reinheit
Eines rationalen, hierarchischen, rassistischen, radikalen Traums
Name eines Projekts vom neuen, weißen und stolzen Menschen, noch immer in Blut gewaschen,
Und gegen ein solches Schicksal, fortan Name, um sich dagegen zu wappnen, um nicht von vorne anzufangen,
Name einer gnadenlosen Erpressung, die unser Ekelgefühl ist:
Plutokratie oder Tod!
Markt oder Krieg!
Technokratie oder das Nichts!
Deregulierter Handel oder endloser Selbstmord!
Egoistische Folgsamkeit oder die Rückkehr des Schlimmsten!
Sucht es euch aus

Nein sagen zu diesem Namen, wird uns eingehämmert, würde bedeuten, uns für sein Ende zu entscheiden
Diesen Namen nicht zu singen, liefe darauf hinaus, auf unsere Gräber zu spucken

Guter Witz, dreckiger Witz
Europa, Name eines Massengrabs, der zum Namen einer Falle geworden ist

Eigentlich ein dreckiger Name, Europa

(...)

Man weiß immer noch nicht, was dieser Name benennt
Man weiß höchstens genau, was er nicht benennt.

Die Schwachen
Die Verwirrten
Die Unfähigen
Die Kaputten
Die Gewöhnlichen
Die Feigen
Die Kranken
Die, die in der Minderheit sind
Die Zerbrechlichen
Die Unlösbaren
Die Unberührbaren
Den Abschaum

Das Ungeziefer

Die Kleinen
Die Unsichtbaren

Die Nutzlosen
Die Unerwünschten

Die aufgegebenen Objekte
Die ausgebeuteten Menschen
Die geparkten Tiere
Die vergifteten Pflanzen
Die winzigen Sinneseindrücke
Die ungewissen Ideen
Die Themen, die weniger als Themen sind
Die kaum Bemerkten
Die Anderen

Mit ihnen allen, also mit uns, mit uns allen, müssen wir endlich den Namen Europa anfüllen,
Oder ihn für immer vergessen

(...)

Um diesen alten Namen Europas vor der Schmach und der Schande der Zeiten zu retten
Um aus Europa einen Anfang von Horizont zu machen, eine Skizze dessen, was kommt
Müsste man es eher dazu zwingen, das zu benennen, was es stets geleugnet hat
Es zwingen, zu empfangen, zu versammeln
Alles, was hinkt
Das Bein nachzieht
Stirbt
Abweicht
Abschweift
Zittert
Wankt
Zögert
Umherirrt
Nicht richtig funktioniert
Alles, was im Nutzlosen, Trägen, Unproduktiven vegetiert
Alles, was sich daran erfreut, nicht zu handeln
Oder an einer aufgelösten
Einer unbeschäftigten Zeit stirbt
Man müsste es zwingen
Die Freude, traurig zu sein, zu zeigen
Das heimliche Einverständnis der Sterblichen
Das Erstaunen über ein und dieselbe Gegenwart
Das Erstaunen derjenigen, die nichts anderes zu teilen haben, wenn man nicht Pfarrer werden möchte,
Als eine gemeinsame Zeit, eine wimmelnde Gegenwart

Und damit Europa endlich seinen Traum von Größe begräbt
Und eher, bitter und neugierig, seltsam und sanft,
Die Himmelfahrt des Kleinen benennt, die ruhige Unruhe des Kleinen,
Damit Europa der Welt Stoff für ein Projekt bietet

Eine Distanz zu sich selbst, einen überraschten Rückzug
Dafür müsste man, wirklich, unverzüglich

Alle Umherirrenden aufnehmen
Einen Lebensunterhalt garantieren
Autonomie lehren
Die Bilder übersetzen
Die Sprachen ineinander übergehen lassen
Mit den Bäumen sprechen
Tiere wählen
Seine Träume verlangsamen
Den Himmel freimachen
Gemeinsames produzieren
Die Schulden abschaffen
Den Profit wieder zurückfließen lassen
in den seltsamen gemeinsamen Topf
Alle das Wort ergreifen
Alle zur Feder greifen
Alle zur Kamera greifen
Alle zum Meißel greifen lassen
Die Kinder werden lassen
Die Kinder erreichen, die man sich zu sein verboten hat
Stammeln
Stottern
Schwanken
Selbst zu bauen, zu pflegen, zu denken lernen
Die Experten verjagen
Die Amateure feiern
Freunde in der Zeit sein, Freunde der Zeit sein,
Wieder lernen zu sterben

Seine Zeit verschwenden

Und vielleicht dann
Wenn es einmal wirklich
Braungebrannt
Kostenlos
Lateral
Gemeinsam
Gleich
Froh und zerbrechlich
Und froh, zerbrechlich zu sein, ist
Vielleicht, wenn es einmal klein und nicht unzufrieden darüber ist,
Kann Europa endlich seinen Namen behalten
Seinen Namen retten
Die Fäden wieder aufnehmen

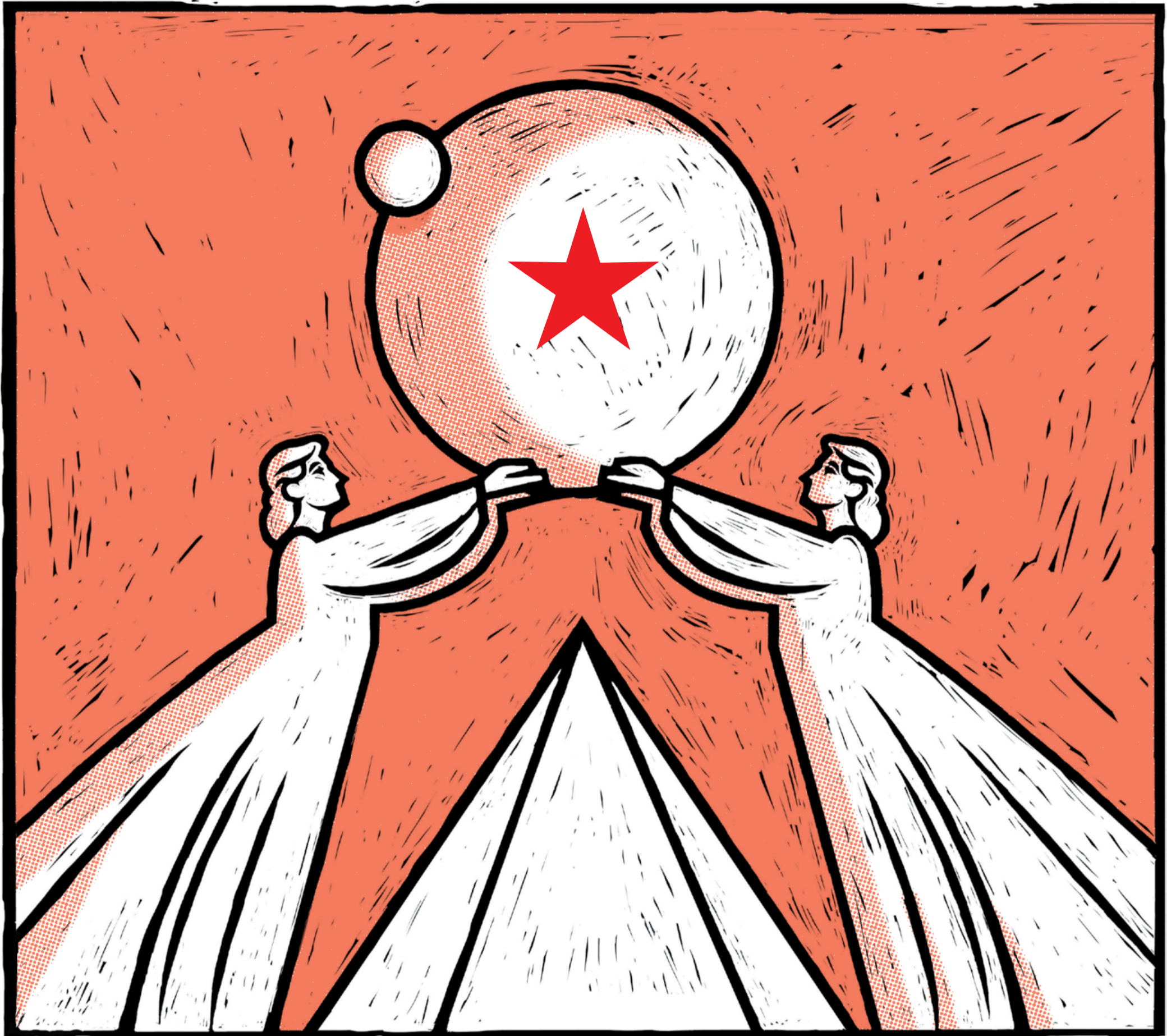
(...)

Aus dem Französischen von Frank Weigand

FRANÇOIS CUSSET

geboren 1969, ist ein französischer Essayist, Verleger, Übersetzer und Universitätsprofessor. Er arbeitete u.a. im Bureau du livre in New York und forschte am CNRS. Zu seinen bekanntesten Publikationen zählen u.a. *French Theory* (2003) sowie *Une histoire critique des années 90* (*Eine kritische Geschichte der Neunziger*, 2014). François Cusset unterrichtet an der Universität Nanterre.





WAS IST BETON INTERNATIONAL?

Unter dem Namen BETON erscheint in Serbien seit Juni 2006 ein Feuilleton für Literatur, Kultur und Gesellschaft auf vier Seiten als unabhängige Beilage der Belgrader Tageszeitung *Danas* (*Heute*). BETON hat in der von Saša Ilić betreuten Rubrik „Boulevard der Sterne“ als erstes Medium eine systematische, kritische Erforschung der Biographien von Intellektuellen begonnen, die für den Krieg und den Zerfall Jugoslawiens verantwortlich sind. Die Gründer und bis Ende 2013 Herausgeber von Beton waren Saša Ilić, Tomislav Marković, Miloš Živanović und Saša Ćirić. Für die Internationale Buchmesse in Leipzig 2010 hat Beton mit Unterstützung des Netzwerks Traduki eine spezielle Ausgabe in deutscher Sprache herausgegeben (*Stunde Null*), in der eine Auswahl der bisherigen Produktion veröffentlicht wurde. Für die deutschsprachigen Ausgaben wurde die Redaktion um Alida Bremer verstärkt. Zur Leipziger Buchmesse 2011 ist die zweite Nummer des deutschsprachigen Beton (*01*) erschienen, in der ein Projekt vorgestellt wurde, das Beton gemeinsam mit der Zeitschrift MM aus Prishtina/Kosovo realisiert hatte. In der deutschsprachigen Ausgabe von Beton (*02*), die

zur Leipziger Buchmesse 2012 erschien, wurden aktuelle Krisen in Europa thematisiert – im Fokus standen AutorInnen aus Slowenien –, und für diejenige, die zur Leipziger Buchmesse 2013 erschien (*03*), wurde ein Dossier über subversive gesellschaftspolitische und literarische Praktiken vorbereitet. Die ausgewählten Texte zeugten von den neuralgischen Punkten der Transitionsgesellschaften Südosteuropas. Ende Dezember 2013 haben Saša Ilić und Tomislav Marković die Redaktion verlassen und Saša Ilić gründete mit Alida Bremer BETON INTERNATIONAL, eine Zeitung, die in der Tradition der vier bisherigen Nummern in deutscher Sprache zur Leipziger Buchmesse 2014 erschien. Während es sich in den ersten vier Nummern von BETON um Texte handelte, die bereits in der Originalsprache veröffentlicht und von der Redaktion ausgewählt worden waren, wurden für die erste Ausgabe von BETON INTERNATIONAL Autorinnen und Autoren gebeten, Texte zum Thema „1914: Hundert Jahre danach“ zu schreiben. 31 AutorInnen aus Südosteuropa, Österreich und Ungarn folgten dem Aufruf und schrieben über das Attentat von Sarajevo und seine Folgen, über Europa heute, hundert Jahre

nach dem verhängnisvollen Attentat, und über Perspektiven für ein friedliches Miteinander auf unserem Kontinent und in der Welt.

Nun erscheint die zweite Nummer von BETON INTERNATIONAL, die sechste in der BETON-Reihe, durch die seit 2010 auf der Leipziger Buchmesse kritische Stimmen aus Südosteuropa in deutscher Sprache zum Ausdruck kommen. Die Redaktion hat in der Heinrich Böll Stiftung einen Verbündeten gefunden, der ihr nicht nur mit finanzieller Unterstützung zur Seite stand, sondern auch bei der Erweiterung des Autorenkreises half. Zum diesjährigen Thema „Europa 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs“ haben sich den AutorInnen aus Kroatien, Montenegro, Serbien und Slowenien KollegInnen aus Polen, Russland, Tschechien und der Ukraine angeschlossen. In der Zusammenarbeit mit der Europäischen Gesellschaft der Autoren aus Paris und ihrem Projekt *Secession* ist ein weiterer Partner gewonnen worden. Eine Auswahl von Texten, die im Rahmen des Projekts *Secession* als Reden über und an Europa geschrieben wurden, erscheint hier zum ersten Mal. Weitere Texte sind auf der Webseite <http://www.seua.org/secession-de/> zu lesen.

IMPRESSUM

V.i.S.d.P.
Dr. Alida Bremer
www.alida-bremer.de

Herausgeber
Verein KURS aus Split / Kroatien
Verein RK LINKS aus Belgrad / Serbien

Lektorat und Korrektur
Benjamin Langer

Layout und Design
Monika Lang, Beograd
Metaklinika, Beograd

Illustratoren und Fotografen
Lazar Bodroža – 20, 31, 32
lazarbodroza.com
Aleksa Jovanović – 19
aleksa-jovanovic.blogspot.com
Metaklinika – 5, 15, 29
www.metaklinika.com
Sandra Milanović – 9
Danilo Milošev Wostok – 1, 2, 3, 4, 6, 17, 23, 25
www.facebook.com/DaniloMilosevWostok
Milan Pavlović – 8, 21, 26, 28, 30
www.milanpavlovic.net
mrstocca.blogspot.com
Miloš Bogdanović – 11
www.behance.net/losmilosh
www.facebook.com/milosbogdanovich

Die Herausgabe dieses Werks sowie die Veranstaltungen auf der Leipziger Buchmesse wurden von der Heinrich Böll Stiftung, der Allianz Kulturstiftung und weiteren Partnern gefördert.

In Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung e.V.
HEINRICH BÖLL STIFTUNG
SOUTHEASTERN EUROPE

Allianz
Kulturstiftung
... for Europe



MITTEL
EUROPA

FOUNDATION
JAN MICHALSK
POUR
L'ÉCRITURE
ET LA
LITTÉRATURE

TRANSSTAR
FIBROSA

LINKS

KURS